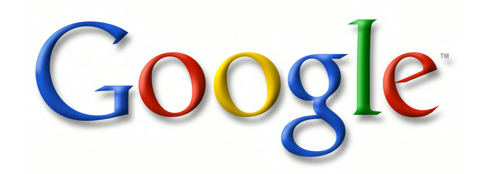
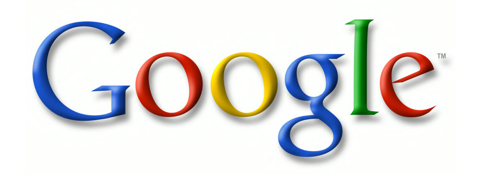




Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"

verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, und dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten, und ihn dadurch zu einem selbständigen Urteil über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten zu befähigen.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften eine Einführung in die einzelnen Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische.

In den Dienst dieser mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt. Andererseits hat dem der Erfolg entsprochen, so daß viele der Bändchen bereits in neuen Auflagen vorliegen. Damit sie stets auf die Höhe der Forschung gebracht werden können, sind die Bändchen nicht, wie die anderer Sammlungen, stereotypiert, sondern werden — was freilich die Aufwendungen sehr wesentlich erhöht — bei jeder Auflage durchaus neu bearbeitet und völlig neu gesetzt.

So sind denn die schmucken, gehaltvollen Bände durchaus geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Die meist reich illustrierten Bändchen sind in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Jedes Bändchen geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25

Leipzig **B. G. Teubner**

[illegible]hte. 6. 13.

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
123. Bändchen

Prager Hochschulkurse, Band II

Von Luther zu Bismarck

Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte

von

Dr. Ottocar Weber

o. ö. Professor an der deutschen Universität Prag

Band 1



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906

Meiner Schwiegermama

Frau Ida Lumbe von Mallonitz,

in deren schönem Heim im Böhmerwalde dies Werk entstand,

als Zeichen aufrichtiger Liebe und Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Der leitende Gedanke dieser zwölf Vorträge ist gewesen: zu zeigen, wie sich in den letzten vierhundert Jahren der Gang der deutschen Geschichte gestaltet hat und warum endlich ein mächtiges deutsches Reich unter preußischer Führung entstanden ist, nachdem doch Österreich durch die längste Zeit die Hauptmacht in Deutschland gewesen war. Um diesen Werdegang übersichtlicher zu gestalten und dem menschlichen Interesse näher zu bringen, wurde der Ausweg gewählt, ihn an die persönlichen Schicksale und Leistungen von zwölf Männern zu knüpfen, die durch ihren Lebenslauf oder durch ihre Stellung von Bedeutung für die deutschen Geschehnisse geworden sind. Je drei fallen mit ihrer hauptsächlichen Wirksamkeit in ein Jahrhundert. Daneben wurde bei der Auswahl darauf Rücksicht genommen, an Einzelnen gewisse Sondererscheinungen des Lebens, wie Geldwirtschaft, Hofzustände, zu schildern; diesem Umstande verdanken Männer, wie die Fugger und August der Starke, ihre Aufnahme in diese Reihe.

Der Verfasser hat überall mit seinen persönlichen Urteilen nicht hinter dem Berge gehalten, sich dabei aber ernste Mühe gegeben den konfessionellen und politischen Meinungen der verschiedensten Art Rechnung zu tragen; möchte seiner redlichen Absicht manches Mißlungene da verziehen werden!

Die Vorträge wurden zuerst im Sommer 1904 im deutschen Nordböhmen, in Rumburg, gehalten. Sie sind naturgemäß bei der Aufzeichnung in mancher Beziehung erweitert worden: was der Darsteller in raschem Redeflusse übergehen darf, wird von dem aufmerksam kontrollierenden Leser als notwendig empfunden und gefordert. Auch die stetig anschwellende Literatur nötigte zur Nachprüfung und Ergänzung; als Beispiel dafür seien die „Erzieher des preußischen Heeres“ genannt.

Mögen die zwei kleinen Bände, die aus dem Böhmerwalde in die deutsche Geisteswelt hinausgehen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des Deutschtums über politische Grenzen und Parteiverschiedenheiten hinweg in allen Jenen wachrufen, die sie zur Hand nehmen!

Bohumilitz-Skalitz, im Böhmerwald,
am Neujahrstage 1906.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Martin Luther.

Ein katholischer Historiker hat das fünfzehnte Jahrhundert die „Kloake der Weltgeschichte“ genannt und Martin Luther sagt von seiner Zeit „wollte man Deutschland malen, so müsse man es gleich einer Sau malen“. Es ist die Zeit roher Sinnenlust und Genußfreude, ohne Empfindung für einen höheren Beruf des Menschen, ohne Pflichtgefühl und Pflichtbewußtsein. Es ist gleichzeitig eine Zeit des volkswirtschaftlichen Aufschwungs in Deutschland, Reichtum damit Luxus und erhöhte Bedürfnisse kehrten ein in manche Kreise, während andere in immer schlechtere Lage gerieten. Die sozialen Unterschiede, die nie aufhören werden, solange es Menschen gibt, verschärften sich. Während ein reicher, begüterter von Kirche und Staat verwöhnter Fürstenstand sich herausbildete, fand sich der niedere Adel Deutschlands in seinen Existenzbedingungen bedroht; der Raufluft und der Möglichkeit durch kecke Beutezüge den Lebensunterhalt zu gewinnen, machte der „Landfriede“ ein Ende, die verschiedenen Versuche der Reichstage, Ordnung im Reiche zu schaffen; zugleich verdrängte der Gebrauch der Feuerwaffen den Ritter aus seinem, man darf es sagen, handwerksmäßigen privilegierten Soldatenberuf. Die vielen klerikalen Stellen, die die römische Kirche in Kanonikaten ꝛc. dem deutschen Adel zur Verfügung stellte, konnten trotz ihrer Anzahl dem kinderreichen niederen Adel nicht genügen, aus seinen ungesetzlichen und gesetzlichen Bahnen herausgedrängt fehlt ihm der gewohnte Lebensinhalt, bald der Unterhalt überhaupt. In den Städten ist es der handeltreibende Bürger, der in jenen Jahrzehnten zu reicher Kraftentfaltung, zu Vermögen gelangt ist; in einigen Geschlechtern pflegt sich das zu verdichten, die naturgemäß auch in der Leitung, der Verwaltung der Stadt die erste Rolle spielen und nun eifersüchtig darüber wachen, daß keine jüngeren

Familien in den Rat eindringen. Ebenso bewachen in den Handwerkszünften die Meister ihre Vorrechte, nicht darf der goldene Boden eines Handwerks durch zu starke Konkurrenz unterwühlt werden. Tausende von fleißigen, tüchtigen Gesellen bleiben außerhalb des Meistertums, wer nicht eines Meisters Sohn ist oder eine Meisterstochter freit, gelangt nur schwer in den bevorrechteten Kreis hinein; auch da gibt es viele Existenzen, denen der richtige Lebensberuf fehlt, die unzufrieden werden über die lebenslängliche Unfreiheit. Und auf dem Lande liegt der Bauernstand in tief einschneidend gefesselter Abhängigkeit vom Gutsherren, dessen Launen und Willkür er unterworfen ist. Das Eindringen des römischen Rechtes in die deutsche Jurisprudenz erzeugte die Formel der Abhängigkeit, die in starker Abstufung vom Klienten bis zum Sklaventum herabgeht. Obwohl die Bauern materiell in der Regel nicht schlecht gestellt sind, war es vor allem die völlige Rechtlosigkeit, mit der sie der Gewalt der Herren ausgeliefert waren, die eine tiefe Unzufriedenheit in den Köpfen jener entstehen lassen mußte, die innerer Trieb oder eine Anregung von außen über ihr Schicksal nachdenken ließ. Gewiß sind Äußerungen feudaler Brutalität Ausnahmen gewesen, wie jene zwei berühmten Beispiele, der Gräfin, die ihre Untertanen tagelang Schneckenhäuser sammeln läßt, und jenes Herrn, dem die Bauern die Frösche in den Sümpfen am schlafstörenden Gequake hindern müssen. Sie zeigen aber doch bis wie weit die Herrschsucht der Obrigkeiten ungestraft gehen konnte. Wir finden also auf der einen Seite Lebensgenuß in vollen Zügen mit ungeschwächten Sinnen und wetterfesten Mägen, auf der anderen Kampf mit dem Dasein in den verschiedensten Formen. Und was konnte damals den Menschen über das irdische Jammertal erheben? Die Zeiten kirchlichen Aufschwungs — wir reden etwa von 1450 — in der Baukunst, das erste Stammeln deutscher Malerei waren vorüber, ins Gewerbe hatte sich die Kunst geflüchtet. Die Wissenschaft war immer mehr in öden Schall und Rauch verdunstet, in Disputierübungen, in geistloses Spintisieren und Kommentieren waren Theologie und Philosophie verfallen; die Hochschulen waren Raufanstalten geworden, von wo die fahrenden Schüler ihr geringes Wissen und großes Saufen in die Welt hineintrugen; der Unterricht, den die Lehrer gegen kargen Lohn ihren Zöglingen geben konnten, war

so arm, wie die Lehrer selbst, und die römische Kirche, bisher die Vermittlerin des Guten und Schönen auf der Welt, lag im tiefsten Verfall. Reich waren ihre Pfründen, massenhaft die Stellen, die sie vergeben konnten, hoch und niedrig drängte sich an ihre Pforten. Aber vor allem dem höheren Fürstenstande bezeigte sie ihre Huld, elend war die Verfassung des niederen Klerus, der aus tieferen Ständen stammte. Neben dem Seelsorger barg der Kirchensprengel stets eine stattliche Anzahl von beschäftigungslosen Geistlichen „Altaristen" die, man kann es ungescheut sagen, ein gefährliches Klerikerproletariat bildeten. Von der Kirche abhängig war damals das Bildungswesen, die Wohltätigkeit, Armensorge, Spitalspflege, ja vornehmlich im Dienste der Kirche blieben auch Kunst und Wissenschaft. Und da standen sich bald schroff zwei Parteien gegenüber, von denen die eine, dem Wohlleben ergeben, von Bildung und Humanität nichts wissen wollte und die andere, um die bloße Existenz kämpfend, nichts wissen konnte. Wenig unterschied sich der geistliche vom weltlichen Stande. Die weisen Vorschriften der älteren Zeit, die den Körper des Priesters mit Fasten, Nachtwachen, rauhen Frömmigkeitsübungen vor sinnlichen Anwandlungen bewahren, zu rein geistigem Aufschwunge stählen wollten, sie waren vergessen. Die Üppigkeit guten, sorglosen Lebenswandels führte die einen zu Exzessen in Wein und Liebe; das Elend kümmerlichen Dahinvegetierens reizte die anderen wenigstens die kargen Genüsse mitzunehmen, die auch das Tier auf der Straße findet. Gedanken an eine höhere Pflicht kannten beide Teile nicht. Gut, wenn der Geistliche damals sich mit einem Eheweibe begnügte und nicht allzuoft Wechsel da eintreten ließ. Daß sie die Verkünder des irdischen und himmlischen Lebens waren, davon wußten nur die wenigsten etwas. Den Vorschriften der Frömmigkeit wurde durch rein äußerliche Betätigung Genüge getan. Zahlreich waren die Betbrüder- und -Schwesterschaften, die dieses Gebiet zu bebauen hatten. Wir hören von der gnadenreichen Vereinigung der elftausend Jungfrauen, die durch die Lippenarbeit der Mitglieder — wer elftausend Vaterunser gebetet hatte, wurde Mitglied — einen Schatz von 6455 heiligen Messen, 3550 ganzen Psaltern, 200000 Rosenkränzen, 200000 Te Deums aufgespeichert hatte, der nun dem einzelnen zugute kam. Von Geistlichen und Weltlichen gilt damals der Spruch Bernhards von Chiemsee:

„Unsere ganze Neigung geht auf Eitelkeit; was immer schlechtes Einem in den Sinn kommen mag, das wagt er ungestraft auszuführen.“

Ist das die Regel, so gibt es natürlich Ausnahmen davon; Menschen, die das sinnlose und sinnenbrünstige Getreibe anekelt, die das Gefühl haben, der Mensch sei zu etwas anderem auf der Welt als zum Fressen und Saufen; Menschen, die den Hauch des Göttlichen in der Natur, die das Bedürfnis empfanden nach Vorbildern, das Schöne und Gute im Leben neu zu entwickeln, die das Menschliche im Menschen gegen die rein tierischen Triebe verstärken wollten. Seit 1450 mehren sich die Stimmen, die laut und herzlich nach Reformen in der Wissenschaft, im staatlichen, im öffentlichen Leben, im geistlichen Stande rufen. Ein Name da für viele: Nicolaus von Cues. Er findet Nachahmer und Freunde; es kommen Gelehrte, die die Formen des Unterrichts ändern, die Schriften der alten Geistesheroen von dem Wuste der Kommentatoren säubern wollen, die zu den Urquellen der Bildung zurückdringen; mit den Schlagworten: Renaissance und Humanismus bezeichnet man diesen Ruf nach Wiedergeburt, nach Veredelung des Menschengeschlechts. Und wenn dieser Ruf dann in die verarmten Raubburgen der Ritter, in die Häuser der unzufriedenen Kleinbürger und Handwerker, in die Hütten der geknechteten Bauern eindrang, mußte er da ein gewaltiges Echo erwecken, das in dem Wunsche nach Verbesserung des irdischen und geistigen Lebens ausklang. Aber nur wenig vorbereitet und geeignet war das damalige Geschlecht, solche Rufe in der Wüste zu hören und zu verstehen, es mußte ein anderer Weg gefunden werden zu den Herzen der Verstockten und zu den Sinnen der Niedergedrückten: die Fülle der Zeiten dazu war gekommen. Gleichsam als Ausgang aller Laster, als furchtbare Strafe für die Sünden der Welt hatte um 1500 eine schreckliche Krankheit Europa überfallen, die den Menschen bei der Befriedigung des natürlichen Triebes schlug; von Amerika über Spanien und Italien war die Lustseuche eingedrungen, deren gräßlichen Verheerungen ein völlig unabgestumpftes Volk wehrlos und wissenlos anheimfiel, die die Freiheit des damaligen Sinnenlebens benützend Hoch und Nieder traf. In diese böse, schlechte, traurige Zeit mit ihrer ganzen Sehnsucht nach Änderung und Besserung trat Martin Luther ein, geboren am 10. November 1483.

Die Familie Luther — ursprünglich Luder, aus Lothar entstanden — stammt aus dem Thüringischen. Der Vater, ein Bergmann, war in die Grafschaft Mansfeld eingewandert und hier zu Eisleben kam Martin zur Welt. Die Mutter war eine geborene Ziegler aus Eisenach. Eine harte Kindheit verlebte Martin; mit Wehmut gedachte er später seiner freudelosen Kindertage, die ihn frühzeitig auf die ernste Seite des Lebens wiesen und ihn mahnten alle Vorkommnisse schwer zu tragen. Mühsam rang sich der Vater zu größerem Einkommen hindurch; mit dem Ernste und Fleiße, die keine Minute des Tages ungenützt lassen und unablässig nur das Wörtchen „Vorwärts“ kennen, strebte der Mann empor; sein Mühen wurde belohnt, er ward als tüchtig erkannt, angesehen, in den Rat der Stadt berufen. Was dem Vater da an juridischer Bildung fehlte, sollte der Sohn frühzeitig erreichen, Jus sollte er studieren. Schon 1497 ward Martin auf die Schule gebracht, zuerst nach Magdeburg, ein Jahr später nach Eisenach, wo sich die treffliche Ursula Cotta des darbenden Knabens mütterlich annahm. 1501 kommt er an die mainzische Universität Erfurt. Als Vorbildung für die Jurisprudenz mußte er zuerst da die humanistischen Fächer betreiben, wurde 1502 Baccalaureus, 1505 Magister artium; nun hätte das Rechtsstudium eigentlich beginnen sollen, aber da versagte Martin sich dem väterlichen Wunsche. Die philosophischen, historischen Studien hatten ihn trotz ihrer Mängel festgehalten, mit jungen Humanisten war er in Berührung gekommen, hatte den Ruf der Zeit nach Selbstbesserung vernommen. Das entsprach seiner tieferen Lebensauffassung; frühzeitig beschäftigte er sich mit dem Urgrund der Dinge, dem Verhältnis des Menschen zu Gott, dem Leben nach dem Tode; nicht gründlich genug konnte er sich über diese Fragen unterrichten. Von der Philosophie ging er zur Theologie über; zwei äußere Ereignisse, der plötzliche Tod eines schwärmerisch geliebten Freundes, die wunderbare Errettung aus den Schrecken eines furchtbaren Gewitters wiesen ihn noch mehr auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, auf den Wert der ewigen Dinge; vom Weltlichen ab wandte er sich zu Höherem und trat 1505 in Erfurt in den Augustinerorden ein. Mit brennendem Eifer studierte er Theologie, 1507 wurde er zum Priester geweiht. Es entsprach seinem Charakter, seinem Herzensbedürfnis, mit der größten Genauigkeit alle Vorschriften

der Kirche zu beobachten, in selbstquälerischer Art sich stets zu prüfen, ob kein noch so leichter Verstoß ihm widerlaufen sei. Immer mehr vertiefte er sich in die Lehren der Kirche; und da einem ernst forschenden Gemüte die damaligen Lehrbücher, die verschiedenen Kommentare, die seelenlosen Vorträge der Lehrer unmöglich genügen konnten, so griff er an die Urquellen der christlichen Lehre und ihre bedeutendsten Vertreter. Er las die Bibel immer und immer wieder; er studierte besonders die Psalmen, er machte sich mit der Paulinischen und Augustinischen Lehre vertraut. Seinem grüblerischen Geiste, seiner geringen Meinung von der Kraft eines jeden Menschen, das Richtige aus sich selbst zu tun, mußte es da entsprechen, wenn er manches bisher Gelehrte als leichtfertig und unbegründet ansah. Wohl stimmte er mit dem hl. Augustinus darin überein, daß nur durch die Gnade des Allerbarmers der Makel der Erbsünde vom Menschen getilgt werden könnte; aber er meinte, auch der Erlöste könne nur durch die Gnade Gottes vor ihm bestehen; gering erachtete er die Leistungen des Menschen, die „guten Werke", deren Notwendigkeit und Nützlichkeit der lateinische Kirchenvater so scharf betonte. Luther konnte sich in diesen guten Werken nicht genug tun; lange Nächte verbrachte er im Gebete, er kasteite sich bis zur Abgezehrtheit herunter, er geißelte sich, bis seine geistlichen Vorgesetzten ihm seinen Übereifer verboten; aber weil selbst dieses Übermaß an frommen Leistungen ihm nicht genügte, erachtete er die Wirksamkeit derselben für nichtig. Durch diesen Hang zur Grübelei, zur Selbstquälerei, durch sein Studium der Quellen der christlichen Lehre mußte er von selbst in vielen Dingen zu anderer Auffassung kommen, als die bestehende es war, die in irdischen Trieben befangen zu immer loseren Anschauungen gekommen war und sich sicherlich nie über das Warum? und Weshalb? Rechenschaft gab. In einsamer Klosterzelle verschlossen wäre aber auch Luthers Qual und Drang geblieben, wie das wohl manchmal schon vor und nach ihm der Fall gewesen ist, wenn nicht der Zufall ihn ins öffentliche Leben hinaus gestellt hätte. Da bekam er Gelegenheit, seine abweichenden Meinungen zu äußern, zu begründen, in Wort und Schrift zu vergrößern, da bekam er Gelegenheit, die ganze Oberflächlichkeit der Zeit in theologischen Dingen zu beobachten, da bekam er die Gelegenheit, die geistige Faulenzerei und den Sinnengenuß der damals

Mitlebenden — geistliche und weltliche — zu ergründen. Und was auf der Erfurter Universität in reizvollen Gesprächen mit Gleichdenkenden oft erörtert worden war, das Bedürfnis der Zeit nach Reformen, das ward ihm jetzt zur sittlichen Forderung.

Der Augustiner-Konvent in Thüringen war nicht besser und nicht schlechter als andere Orden; er besaß aber in Johann von Staupitz einen Vorgesetzten, der manches mit offenen Augen ansah und glücklich war, unter den jungen Ordensgliedern einen Mann zu finden, der gebildet, ja gelehrt war und der zu ernster Pflichterfüllung neigte. Den zog er aus des Klosters Dunkelheit heraus. Schon 1508 durfte Luther in Wittenberg Vorlesungen halten; auch erhielt er die Grade eines biblischen Baccalaureus und Sententiarius; dann kehrte er nach Erfurt zurück, um im Winter 1511 im Auftrage des Ordens eine Reise nach Rom zu unternehmen. Ende 1512 wird er Doktor der Theologie und darf wieder an der Hochschule Wittenberg lehren. Er trägt aber nicht die üblichen scholastischen Bücher vor, er begnügt sich nicht damit stereotype Hefte mechanisch herunterzulesen; er verweist seine Hörer auf die heiligen Schriften selbst; er legt die Bibel aus, hält in freier Rede 1513—1516 vielbemerkte Vorträge über die Psalmen. Rastlos studiert er selbst weiter, vervollkommnet sich im Hebräischen, um die Urtexte lesen zu können, gierig verschlingt er die Werke der deutschen Mystik, die seiner Seelenstimmung ganz entsprechen; die Schriften Taulers üben größten Einfluß auf ihn aus. Er wagte sich aufs literarische Gebiet, schrieb seine Vorlesungen nieder, arbeitete 1516/17 einen Kommentar üker den Römerbrief Paulus' aus, den er aber erst später veröffentlichte. Gleichzeitig war er Unterprior geworden und hatte das Predigeramt an der Wittenberger Stadtkirche übernommen, das er eigenartig und ganz anders als seine Vorgänger unter großem Zulauf der Menge ausübte. 1515 wird er zum Vikarius der Meißner und Thüringischen Ordensprovinz gewählt, und erhält damit die Aufsicht über elf Augustinerklöster. Da wird er nun von Amts wegen so manches über das geistliche Leben und die Handhabung der Disziplin erfahren haben, was ihn mit höchstem Abscheu erfüllt hat, ihm zugleich immer dringender die Pflicht, mit mahnender Stimme da einzugreifen, auferlegte. Man hat gerne seine Fahrt an den Hof des Fürsten, der zufällig damals als Julius II. die Tiara trug, als den Ausgangspunkt

von Luthers Abwendung von Rom bezeichnet und die Eindrücke, die Martinus hier empfing, als von höchster Wichtigkeit angesehen. Es ist zweifellos, daß der junge, eifrige, glaubenswarme und sittenstrenge Mönch vieles, was er da gesehen, nur mit staunender Verwunderung, mit Entrüstung empfunden haben wird. Der Hof Julius' II. ist der Gipfelpunkt des damaligen von apostolischer Reinheit und Einfältigkeit abgekehrten geistlichen Lebens gewesen. Julius II. war ein kriegerischer, gewalttätiger Herr, der aus dem Papsttum ein weltliches Fürstentum machte, der in keiner Weise der Sinnenlust, der Genußfreudigkeit seines Hofes entgegenzutreten Ursache hatte. Die Gleichgültigkeit der Romanen gegen fromme Dinge, gepaart mit größtem Aberglauben und äußerlicher Beobachtung der Form, einen Überschwang in Reliquienkultus, in Heiligenverehrung fand Luther in Rom vor. Bald nachher starb Julius II. und ein Medizeer kam als Leo X. auf den päpstlichen Stuhl. Das war nun ein Mann voll starken Sinnenlebens, politischer Geschäftigkeit, finanzieller Betriebsamkeit, der seine Lust an allem Irdischen, sei es Frauenreiz, seien es Tafelfreuden in keiner Weise durch Rücksichten auf sein geistliches Amt mildern zu müssen glaubte. Was jedem Pfarrer, jedem Bischof damals, nach der Moral der Zeit zu tun erlaubt war, warum sollte der höchste geistliche Fürst es sich versagen? Leo X. war überdies ein eitler Mann, der von sich reden machen wollte und in grandiosen Kunstformen, seinem Geschmacke entsprechend, in einem alles überstrahlenden Gotteshause, der Peterskirche, seinem Namen ein monumentales Denkmal setzen wollte.

Für die ungeheuren Kosten, die so die weltliche Politik, das gesellschaftliche Treiben, die riesige Kunstentfaltung dem Papsttume damals verursachten, mußten die gewagtesten Finanzspekulationen aufkommen.

Luther hat sicher dieses verweltlichte Treiben des römischen Hofes wohl erkannt, er wird es aber damals noch als etwas Selbstverständliches hingenommen haben, an dessen bedauerlicher Erscheinung der niedere, zu Gehorsam verpflichtete Mönch keine laute Kritik üben dürfe, für dessen Abstellung er nur in brünstigem, stillem Gebete ein Mittel besitze.

Erst als er in den späteren acht Jahren in rastlosen Studien recht erfaßte, wie das Leben der Geistlichen beschaffen sein sollte, und als er durch seinen Kontakt mit der Öffentlich-

keit erkannte, wie es wirklich beschaffen war, da werden ihm die alten Erinnerungen aus Rom wieder lebendig geworden sein und es wird in ihm die Überzeugung langsam gereift sein, daß es das böse Beispiel von oben sei, das so entsittlichend auf den mittleren und unteren Klerus einwirke und daß der seit Jahrzehnten laute Ruf nach einer kirchlichen Reform an Haupt und Gliedern wohlberechtigt sei. Und da das Haupt der Christenheit die Dinge einfach gehen ließ, wie sie gingen, da faßte der junge Theologieprofessor in Wittenberg sich ein Herz und meinte nicht länger schweigen zu dürfen. An einer besonders großen, aber doch geduldeten Abweichung von der wahren christlichen Lehre meinte er zeigen zu sollen, wie weit ein übersehener Irrtum in das öffentliche Leben einschneiden und was für eine Verwirrung in den Köpfen er anrichten könne. So schlug er am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Thesen über Buße und Ablaß an, die zum Teil nur gegen den Mißbrauch des Ablaßwesens gerichtet waren, zum Teil aber schon seine abweichende Ansicht von den „guten Werken" zum Ausdruck brachten. Es wird nötig sein, da in Kürze auf das damalige Wesen des Ablasses einzugehen.

In den Anfängen der kirchlichen Disziplin hatten die Sünder nach der Lossprechung in der Beichte oft recht harte öffentliche Bußübungen auferlegt erhalten. Mit der Zeit war darin die Milderung eingetreten, daß die öffentlichen Bußen in geheime umgewandelt wurden. Eine weitere Ausbildung dieser Ansichten war, daß der Sünder sich durch reumütige Leistung solcher Bußen auch von den zeitlichen göttlichen Strafen befreie. Als unbedingt nötig wurde von der Kirche immer ausdrücklich die Reue bezeichnet, als Ausdruck der Reue dann die auferlegten Bußübungen wie Gebete, Fasten, Wallfahrten, Almosengeben angesehen. Nun bürgerte sich die Ansicht ein, daß man bei tätiger aufrichtiger Reue diese Bußübungen durch Almosen zu einem frommen Zwecke ersetzen könne. Da auch das Fegefeuer von der kirchlichen Lehre zu den zeitlichen Strafen gerechnet wird, so mußte die Folge jener ersten Schritte der weitere sein, daß man Verstorbene durch Geldspenden aus dem Fegefeuer erlösen könne, eine Lehre, die zuerst Mitte des 15. Jahrhunderts von Alexander von Hales kodifiziert, und trotzdem sie viel Widerspruch seitens der Kirche fand, endlich

allgemein aufgenommen wurde. Dann gab man bei besonderen Gelegenheiten, zum erstenmal beim Jubeljahr Papst Bonifaz' VIII., 1300, den Gläubigen die Möglichkeit durch Gebet und Geldzahlung für sich und Verstorbene besondere Ablässe, d. h. Loslösung von zeitlichen Strafen, als Folgen ihrer Sünden zu erhalten. Dieses Mittels haben sich nun die Kirchenfürsten bedient, um sich zuerst für ihre kirchlichen Zwecke außerordentliche Mittel zu verschaffen: für einen Kreuzzug gegen die Türken, für Kirchenbauten. Öfter verwechselten aber die geistlichen Fürsten ihre privaten Vorteile mit den kirchlichen und ließen sich Ablässe abkaufen für weltliche Zwecke, wie Kanalstraßenbauten, Bibliotheken u. a. Für die Verwertung, um nicht zu sagen den Absatz der Ablässe, wurden nun Geistliche verwendet, die tüchtige Redner waren, herumzogen und die anströmenden Gläubigen von der Heiligkeit ihres Werkes zu überzeugen wußten — man denkt unwillkürlich an die Wunderdoktoren der Jahrmärkte mit ihren Geheimmitteln. War es da überraschend, wenn die Gläubigen, die sich über die feinen Unterschiede zwischen zeitlichen und ewigen Strafen nicht Rechenschaft geben konnten, die überhaupt nicht gewohnt waren, über solche theologische Dinge nachzudenken, wenn diese den Sinn des Ablasses ganz verkehrten, von Reue keinen Gedanken mehr hatten und überzeugt waren, lediglich durch ihre Geldspende und durch gedankenloses Herabmurmeln eines Gebets von allen Folgen der Sünde nachhinein und vorhinein befreit, daher für vieles Tun, wo die irdische Gerechtigkeit nicht einschreiten konnte, ohne jede sittliche Kontrolle zu sein; und anderseits bildete die Volksmeinung das bezeichnende Sprüchlein „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Feg'feuer springt". Als Normalmaß der Spende wurde gewöhnlich der Geldverbrauch eines Mannes damaliger Zeit an einem Tage angesehen; manchmal gaben aber auch die Ablaßprediger den Ablaß für ein Mittagessen, einen guten Trunk, auch noch für anderes her. Und wer am meisten einbrachte, der war unter den Ablaßpredigern besonders berühmt; zu der Zeit, von der wir sprechen, war als solcher in den sächsischen Landen der Dominikaner Tetzel bekannt. Und der gab den letzten Anlaß zu Luthers 95 Thesen. Der Ablaß, den damals, 1517, Tetzel verbreitete, hatte eine besondere Ursache. Groß war im Laufe der Zeiten die Einnahme geworden, die Rom

aus Deutschland schöpfte bei Gelegenheit der Verleihung von kirchlichen Pfründen. Aus leichten Taxen waren schwere Abgaben geworden, deren Größe oft unwillig empfunden wurde. Es ward üblich, daß der neu erhobene Bischof oder Erzbischof eine Taxe etwa in der Höhe einer jährlichen Einnahme von seiner neuen Würde nach Rom zu schicken hatte. Bei den größeren Stiften wurde die Summe pauschaliert, Köln hatte etwa 10000 Dukaten zu zahlen, Mainz, Trier 14000—17000. Trat eine solche Erledigung eines Bistums öfters ein, so bedeutete das eine starke Belastung desselben. Nun hatte Mainz im Anfange des 16. Jahrhunderts das Unglück, rasch nacheinander dreimal verwaist zu werden. Als dritter Erzbischof wurde 1514 Albrecht, Bruder Kurfürst Joachims I. von Brandenburg gewählt, der seit einem Jahre schon Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt war. Eine solche Häufung von Pfründen war untersagt; man machte in Rom Schwierigkeiten, die durch Zahlung einer „Komposition" von 10000 Dukaten überwunden wurde; dazu hatte nun der neue Erzbischof von Mainz noch die übliche Abgabe für sein Pallium zu leisten, was der finanziell erschöpften Diözese schwer fiel. In Berücksichtigung dessen wurde Albrecht für die Dauer von acht Jahren ein eigener Ablaß bewilligt, dessen Erlös zur Hälfte dem Baue der Peterskirche, zur Hälfte aber dem Mainzer Säckel zugute kommen sollte. Das Geschäft ging nicht recht. Im vierten Jahre des Ablasses hatten die Fugger, die Bankiers Albrechts, erst 42000 Gulden eingenommen, und selbst Tetzel, der geschickteste der Wanderprediger, bekam monatlich kaum mehr als 300 Gulden in seine „Ablaßkiste" hinein; er verdoppelte daher seine Bemühungen in der Erfurter Provinz der Diözese Mainz, die ihm zugewiesen worden war, und hier kam er in Konflikt mit Luther.

Die Thesen erregten großes Aufsehen in Wittenberg, ihre Kunde verbreitete sich auch an andere Universitäten; in den Klöstern wurde darüber gestritten; das theologische Interesse der damaligen Welt war aber nicht groß genug, der Zusammenhang der Gebildeten noch nicht genug vermittelt, um etwa aus der Veröffentlichung des jungen Augustinermönchs einen Sturm in der öffentlichen Meinung zu erregen. Da waren es streng katholische Männer selbst, die den kleinen Funken zum gewaltigen Brande anbliesen, der nicht mehr zu löschen war.

Zuerst erhob Tetzel seine Stimme; ganz begreiflich, da er durch Luthers Thesen in seiner Wirksamkeit in Thüringen arg geschädigt wurde. Er verfaßte Gegenthesen und wurde auf Grund derselben zu Frankfurt an der Oder zum Doktor promoviert; größeren Eindruck machten noch die Veröffentlichungen des gelehrten Dr. Johann Eck, Professors in Ingolstadt. Von der Stätte, die einstmals eine der gewaltigsten Rüstkammern der Jesuiten in Deutschland werden sollte, ging die erste Abwehr gegen Luther aus, die zugleich ein Angriff war; denn Eck verschanzte sich hinter eine Position, die für einen guten Katholiken uneinnehmbar bleiben mußte, hinter die Autorität des Papstes. Wenn Luther in seinen Thesen die Ansicht ausgesprochen hatte, der päpstliche Ablaß solle nur auf Leistungen beschränkt bleiben, die die Kirche selbst auferlegt hatte, nicht aber auf göttliche Strafen, das Fegefeuer inbegriffen, so konnte Eck dagegen die entgegengesetzte Ansicht der Päpste ins Treffen führen, vor allem eine Bulle Clemens' VI. aus dem Jahre 1343. Auf ein gefährliches Gebiet wurde damit Luther gelockt, es mußte bald für ihn die Frage entstehen, ob er seine gegensätzliche Meinung vor den Äußerungen der Päpste beugen würde oder nicht. Und im letzten Falle, wie weit er in der Anzweiflung der Autorität des Papstes gehen würde. In Rom erhielt man früh im Jahre 1518 Kenntnis von dem Auftreten Luthers, legte demselben begreiflicherweise keine große Bedeutung bei; es widersprach den vorsichtigen, weltgewandten Formen der römischen Kurie, etwa sofort mit dem Donnerkeil gegen Luther vorzugehen. Zweifellos wußte man durch Staupitz um den Charakter und die Art des Mannes; es war vorteilhafter für die Kirche, wenn es gelang, Luther zur Rücknahme seiner Thesen, zum Eingeständnis seines Unrechts zu bewegen, als wenn man ihn sofort mit Gewalt mundtot gemacht hätte. So stellt sich in der nächsten Zeit die Politik der Kurie durchaus milde und entgegenkommend dar; 1518 und 1519 verhandeln zwei Sendboten Roms, Cajetan de Vio und Karl von Miltitz, mit Luther in urbanster Weise, und Miltitz gelingt es einen Vergleich mit diesem zu schließen, der ihn tatsächlich mundtot gemacht hätte. Luther, der in Wort und Schrift seine Ansichten gegen Tetzel und Eck verteidigt hatte, versprach zu schweigen, wenn auch seine Gegner schweigen würden, und erklärte sich bereit, einen entschuldigenden

Brief an den Papst zu richten. In der Ablaßsache selbst sollte der Erzbischof von Trier den Schiedsspruch fällen. Es ist sehr die Frage, ob ein solcher Friede möglich gewesen wäre; ob nicht Luthers Anhänger, denn deren zählte er in Thüringen bereits viele, eigenmächtig den Streit fortgesetzt haben würden, ob Luther die Entscheidung des Trierers, die unmöglich zu seinen Gunsten ausfallen konnte, angenommen hätte. In Wirklichkeit taten ihm seine Gegner den Gefallen, das Kompromiß zu brechen. Einer der kühnsten Anhänger Luthers war Andreas Bodenstein, Professor in Wittenberg, genannt Karlstadt. Diesen forderte nun Dr. Eck zu einer Disputation über theologische Fragen heraus, eine in jener Zeit beliebte Form von Polemik; Luther hielt sich darob nicht weiter an das Abkommen mit Miltitz gebunden und erachtete es als seine Pflicht, dem Freunde beizustehen. In der Disputation, die vom 27. Juni bis 16. Juli 1519 in Gegenwart des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen-Meißen in Leipzig stattfand, fielen die entscheidenden Worte. Auf die Lehren des Johann Hus griff man zurück, und Eck, der mit weit überlegener Dialektik und Schriftkenntnis kämpfte, und dem es zu tun war, den Gegner zu entlarven und in die Enge zu treiben, wußte Luther zu dem Zugeständnis zu bringen, daß er manche Glaubenssätze Hus' für echt christlich halte. Das brachte ihn in Konflikt mit der gegenteiligen Auffassung des Papsttums, damit gab er zu, daß nach seiner Ansicht das Konstanzer Konzil in der Verdammung Hus' geirrt habe, damit gab er zu, daß es dem gläubigen Christen möglich sei, anderer Meinung zu sein, als die Päpste. Mit diesem öffentlichen Bekenntnis hatte sich Luther auf einen Boden gestellt, auf dem mit ihm nicht mehr zu verhandeln war; gegen einen derartigen Rebellen konnte Rom nicht Duldung oder Milde walten lassen, wohin wäre es mit dem gewaltigen Lehrgebäude der Kirche gekommen, wenn jeder einfache Mönch seine abweichenden Meinungen ungestraft hätte vertreten dürfen? Die Art, in der dieser Streit sich entwickelt hatte, machte es dem Papste unmöglich, nachzugeben. Und Luther, der in seinen ersten Thesen vorsichtig nur auf Mißbräuche hingewiesen hatte, war nun auch kühner geworden und hatte es gewagt, seine Ansichten über Disziplin und Lehre der Kirche fortzuentwickeln; mit Gleichgesinnten, denen er ausgesprochen hatte, was längst in ihren Herzen gewohnt, war er

dazu gekommen, die an Rom geübte Kritik immer mehr zu erweitern. 1518 hatte sich ihm ein junger, überaus gelehrter, dabei vorsichtiger und kaltdenkender Mann, Philipp Schwarzerd, genannt Melanchthon, angeschlossen, dessen gründliche Kenntnis vornehmlich der griechischen Sprache und der theologischen Schriften, Luther bei der Entwickelung seiner Ansichten die größte Unterstützung lieh. Was Hunderte in Deutschland dunkel gefühlt, das hatte Martin Luther zum erstenmal deutsch und deutlich in Worte gekleidet: daß manches faul im kirchlichen Staate sei; und der Eifer, mit dem nicht immer besonnene Anhänger Roms die bestehenden Mißbräuche verteidigten, für die man gewiß nie die Kirche als Ganzes sondern nur einzelne ihrer mißratenen Söhne verantwortlich machen darf, trieb jetzt Luther und seine Freunde in einen Weg hinein, von dem keiner ahnte, wohin er führen konnte: keiner von ihnen, am wenigsten Luther, hat damals an eine Trennung von Rom gedacht. Und doch führte der Weg immer mehr abseits, schon war Luther für die Ausspendung der Kommunion auch durch den Kelch an die Gläubigen, den sogenannten Laienkelch, schon war er für die Nichtigkeit der guten Werke eingetreten; schon hatte er das tiefste Geheimnis der römischen Kirche, das Altarsakrament, nach eigener Weise umzudeuten versucht: Leib und Blut Christi waren ihm wirklich, nicht erst nach der Konsekration des Priesters, anwesend im Brote und im Weine; die Ausspendung des Sakraments war ihm mehr eine Gabe, als ein Opfer; eine Auffassung, von der bis zur Umdeutung in ein Symbol, nach der Lehre Calvins und Zwinglis, nur mehr ein Schritt war, den freilich Luther niemals getan hat.

Eine Partei war es vor allem in Deutschland, die Luthers Auftreten mit Jubel begrüßte: die Humanisten; alte Beziehungen wurden erneut, neue gefunden; mit Erasmus von Rotterdam, mit Crotus Rubianus, mit Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten trat der Augustinermönch in Verkehr. Alles, was den Deutschen längst auf der Seele gelastet, über die Einmischung Roms in die deutschen Verhältnisse, über die starke pekuniäre Belastung, wurde jetzt laut; in kühnster Weise wird an dem Papsttum gerüttelt, die Grundlagen seiner weltlichen Macht werden angezweifelt. Schon 1517 hatte Hutten die Schrift Laurentius Vallas über die constantinische Schenkung ins Deutsche übertragen und veröffentlicht. In dieser wird zum erstenmal die große Frage

erörtert, ob die ersten Ansprüche des Papsttums auf weltlichen Besitz die Folge einer Fälschung seien oder nicht. Und 1518 auf dem Reichstage von Augsburg hatten die deutschen Stände energisch Klage geführt über die willkürliche Verteilung der deutschen Pfründen durch Rom, über die ungeheuren Taxen, die dabei eingehoben wurden. Man sieht, vor Luther und unabhängig von Luther werden Wünsche laut, die er dann erst werktätig zu verteidigen verstanden hat. 1518 und 1519 hatte Luther kleinere Abhandlungen in deutscher und lateinischer Sprache veröffentlicht, in denen er seine Ansichten äußerte, und um Sonnenwende 1520 trat er mit einer Schrift in deutscher Sprache hervor, die einen ungeheuren Eindruck in ganz Deutschland hervorrief und in kürzester Zeit in 4000 Exemplaren verkauft wurde, für jene bildungsarme Zeit eine riesige Anzahl. Sie trug den Titel: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." Luther greift zuerst die „drei Mauern der Romanisten" an, die sie sich willkürlich zu ihrem Schutze aufgeführt hätten: daß die geistliche Gewalt über der weltlichen stehe, daß nur der Papst die Schrift auslegen, daß nur der Papst ein Konzil einberufen dürfe. Er fordert sodann ein allgemeines Konzil zur Abstellung der Schäden und Irrtümer, vornehmlich des übergroßen Prunkes des Papstes und seines Hofes; er fragt „wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet Kardinäle?" Scharf geht er ins Gericht mit den Geldansprüchen, die Rom stellt, und mit der Art, wie geistliche Ämter verliehen werden, wie das Verbot der Häufung von Pfründen umgangen wird; endlich, und das ist die Hauptsache, legt Luther in 26 Artikeln seine Vorschläge zur Besserung des geistlichen und in einem 27. zur Besserung des weltlichen Lebens dar. Keine Annaten dürften mehr nach Rom gezahlt, kein geistliches Amt müßte mehr von Rom geholt, keine weltliche Sache dürfe dorthin gezogen, der Hof des Papstes müsse vereinfacht werden; kein Bischof dürfe mehr so gräßliche bindende Eide dem Papste leisten, kein Bischof dürfe über den Kaiser Gewalt haben, der Papst solle seine Ansprüche auf Neapel und Sizilien aufgeben, das Fußküssen des Papstes habe aufzuhören, ebenso die Wallfahrten nach Rom; die Zahl der Klöster müßte eingeschränkt werden, die Zahl derer „die viel geloben und wenig halten"; die Verehelichung der Geistlichen müsse gestattet werden, Seelen-

messen und kirchliche Erinnerungstage sollen abgetan oder verringert werden, ebenso die Feiertage; die Ehegesetze abgeändert in bezug auf verbotene Verwandtschaftsgrade; die Wallfahrtsorte zerstört, Bettelei abgeschafft, Bruderschaften, Ablaßbriefe desgleichen; mit der hussitischen Lehre müßte man sich endlich gründlich auseinandersetzen; die Universitäten müssen vollständig reformiert, aus einem römischen Kaisertum soll ein deutsches werden: „es gebe der Papst her Rom und alles was er hat vom Kaisertum, lasse unser Land frei von seinen unerträglichen Schätzen und Schinden, gebe zurück unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele und lasse es ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebühret, auf daß seinen Worten und Vorgeben genug geschehe." Und was die weltlichen Gebrechen betrifft, so rügt Luther den „überschwenglichen Überfluß und Kostbarkeit der Kleidung", die Spezerei „die auch der großen Schiffe eines ist, darinnen das Geld aus deutschen Landen geführet wird", den Zinskauf „das größte Unglück deutscher Nation": „man müßte wahrlich den Fuggern und dergleichen Gesellschaften einen Zaum ins Maul legen"; ferner rügt er den Mißbrauch des Fressens und Saufens; die allgemeine Unkeuschheit, die durch die vielen Klöster noch vermehrt werde: niemand sollte vor seinem dreißigsten Jahre geistlich werden dürfen. Er schließt mit den Worten: „Gott gebe uns allen einen christlichen Verstand und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation einen rechten geistlichen Mut, der armen Kirche das Beste zu tun. Amen."

Vor kurzem erst, 1519, war dem Reich ein neuer Kaiser erstanden, Karl von Spanien, der mußte nun bald seinen ersten Reichstag abhalten, und an Kaiser und Reichstag war in erster Linie Luthers Schrift gerichtet, dann aber an den gesamten Adel der Deutschen in dem Sinne der Edelsten und Besten des Volkes, und dabei wird Luther nicht nur an Fürsten und Ritter gedacht haben, sondern an alle, die im Reiche Macht hatten und einer Reform geneigt waren. Es ist ein gewaltiger Ruf, den Luther hier erschallen läßt, ein Ruf, der allenthalben in Deutschland Widerhall findet; aus einem bloßen Mönchsgezänke, aus einer rein theologischen oder dogmatischen Frage wird das Auftreten des Wittenberger Priesters zu einer Frage des ganzen öffentlichen Lebens. Nicht nur daß er überall anerkannte Mißstände angreift wie Pfründenhäufung, Ämterkauf, Ablaßkrämerei; er will die gesamte römische Kirche umgestalten,

er tritt gegen die Allmacht des Bischofs von Rom auf, gegen das Kardinalskollegium, gegen den ganzen römischen Hof und Beamtenstaat; er will Deutschland aus den Fesseln befreien, in die es Rom geschlagen; er will eine unabhängige deutsche Kirche, eine freie deutsche Nation, einen selbständigen deutschen Kaiser gewinnen; er will die Klöster einschränken, die Überzahl der Feiertage abschaffen; er hat beobachtet, wie die meisten Geistlichen in der Schwachheit ihres Leibes im Konkubinat lebten, und da will er nicht etwa die alten Vorschriften der Keuschheit wieder durchführen mit ihren Vorbedingungen enthaltsamen strengen Lebens, er will im Gegenteil dem Zuge der Zeit Rechnung tragen und was er für unvermeidlich hält durch die Priesterehe regeln. Er knüpft an die hussitische Lehre vom Laienkelch wieder an, er wiederholt bei jeder Gelegenheit seine Abneigung vor den unnützen „guten Werken“. Aber nicht genug daran, er will das soziale Leben vollkommen neuordnen, der Bettelei abhelfen, die Hochschulen ganz umändern, er macht da ausführliche Vorschläge für die einzelnen Disziplinen, gibt die zu benützenden Bücher, den zu erreichenden Lehrzweck an; so sehr ihm zuerst die geistlichen Verhältnisse am nächsten gelegen sind, so wendet er doch seine Aufmerksamkeit auch dem weltlichen Leben zu und gibt vernünftige Ratschläge zur Besserung des Lebenswandels der Laien. Es ist eine große Programmschrift, die Martin Luther in die Welt hinaussendet, er wird damit zum Reformator des gesamten Lebens, eine ungeheure Summe von Vorschlägen und Gedanken steckt darin und daraus ist auch ihr Erfolg zu erklären gewesen. Was viele bis dahin dunkel und unklar gefühlt, das wird zum ersten Male ausgesprochen, eine Partei, wenn man will, da eingeschworen auf bestimmte Grundsätze, ein Ziel gesteckt, das zu erreichen des Schweißes der Edlen wert war. Nicht in dem Angriffe gegen das Papsttum möchte man die Hauptbedeutung dieser Schrift sehen, sondern in dem zum ersten Male formulierten Programm eines neuen Lebens. Damit wächst Luther weit hinaus über die engen Grenzen seines ersten Auftretens mit den 95 Thesen, damit wird seine Bewegung eine nationale Sache, eine soziale Erscheinung. Und darin liegt die Hauptbedeutung dieses Mannes, daß er zuerst den Mut und die Fähigkeit gehabt hat, so große Fragen aufzurollen. Luther hat selbst die Bedeutung dieses Auftretens nicht recht gefühlt, er hat zunächst immer wieder

nur auf die eine Seite desselben Gewicht gelegt, auf den Kampf gegen den römischen Hof, wie er ihn persönlich kennen gelernt hatte, wie er ihn immer wieder aus den Klagen der deutschen Stände, aus den Beobachtungen der deutschen Humanisten geschildert erhielt. Und im selben Jahre schreibt er seine Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche, in welcher er bereits anfängt recht massiv grob zu werden. Es ist eine gänzliche Verkennung der Stellung des römischen Papsttums, wenn er noch immer glaubt, dasselbe könne auf seine Vorschläge Rücksicht nehmen und mit ihm paktieren, wenn er gleichzeitig ein Schreiben an den Papst richtet, in welchem er beteuert, nichts gegen seine Person unternehmen und nur die Mißbräuche, die in seiner Regierung eingerissen seien, bekämpfen zu wollen. Die Reformation, die Luther wollte, konnte nur von innen heraus entstehen, langsam, allmählich; es war nicht tunlich, alles, worin man gefehlt hatte, offen einzugestehen, wollte Rom nicht selbst an seiner Autorität rütteln. Dem Wunsche Luthers, diese Fragen auf einem Konzil zu erörtern, das naturgemäß über dem Papste stehen, ihm seine Entscheidungen aufdrängen mußte, konnte man am Stuhle Petri nicht nachgeben, das hätte unabsehbare Folgen für die Machtstellung des Stellvertreters Christi auf Erden mit sich geführt. Vom römischen Standpunkte konnte Luther nicht mehr als innerhalb der Kirche stehend betrachtet werden, wenngleich er auch noch lange, bis 1524, das Habit des Augustinerordens trug und sich als Glied der katholischen Kirche betrachtete; es war nur folgerichtig, wenn dann 1521 eine Bannbulle gegen Luther erlassen wurde, nachdem bereits früher, am 15. Juni 1520, 41 seiner Glaubensartikel als ketzerisch bezeichnet worden waren.

Betrachtete aber Luther sich als rechtgläubiges Glied der katholischen Kirche und als Vertreter des reinen Christentums den Irrungen des römischen Papstes gegenüber, dann lag der weitere Schritt nahe, daß er den Papst nicht mehr als rechtgläubig betrachtete, ihn als größten Feind und Schädling der Kirche hinstellte, ihn geradezu als Antichrist, als Teufel behandelte, dessen Anordnungen nicht die leiseste Verbindlichkeit mehr für ihn haben konnten: am 10. Dezember 1520 wurde in Wittenberg feierlich die erste Bulle verbrannt, der Krieg zwischen beiden Mächten, dem Heiligen Vater und dem Mönche war erklärt; es frug sich, wer den Sieg davontragen werde.

Es ist eine ungeheure Erscheinung, daß in einem Zeitraume von knapp drei Jahren der Wittenberger Mönch zu solcher Bedeutung emporwachsen konnte; das war nur möglich, wir wiederholen es, weil die Zeit in ihm ihren Repräsentanten, das Werkzeug und den Träger des großen Reformgedankens sieht: Luther ist die Inkarnation der religiösen und sozialen Bewegung, die an der Pforte der neuen Zeit steht.

Wie würden sich nun die Vertreter der weltlichen Macht dazu stellen, der Kaiser, die Fürsten, die Bürger und Bauern, wie selbst die katholischen Geistlichen, hohe und niedrige? Eine kurzgefügte Geschichte der nächsten fünfunddreißig Jahre soll darauf Antwort geben.

Die Bewegung war umfänglich genug geworden, um die Fürsten Deutschlands zu veranlassen, die Forderung aufzustellen, es solle auf dem nächsten Reichstage über Luther abgeurteilt werden. Wie bereits erwähnt, mußte ein solcher bald zusammentreten, eben war Kaiser Karl V. auf der Fahrt nach Deutschland begriffen; in Worms, der alten Nibelungenstadt am Rheine, sollte die Tagung stattfinden. Dorthin wurde nun auch Luther vorgeladen, um sich angesichts des Kaisers und der Stände zu rechtfertigen. Es ist als grober Fehler der römischen Politik anzusehen, daß sie ein derartiges Eingreifen einer weltlichen Macht in geistliches Gebiet zugelassen hat. Wohl ist Luthers Vergehen als ein staatliches aufgefaßt worden, aber eine Trennung der einzelnen Gebiete war praktisch undurchführbar, und so kam es, daß die Stände des Reiches zu Gericht saßen über den Ketzer. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich auf mit Hussens Erscheinen vor dem Konzil in Konstanz; unter dem Vorsitze des Papstes ist er damals verurteilt und das Urteil sofort vollstreckt worden, trotzdem dieses Vorgehen eine Beleidigung der kaiserlichen Autorität in sich schloß, da Huß dort freies Geleite zugesichert worden war. Überlegt man, daß 1415 das Papsttum selbst an einem gefährlichen Schisma krankte, Kaiser Sigismunds Persönlichkeit im großen und ganzen machtvoll dastand, während jetzt ein ungleich stärkerer Papst dem jungen, eben gewählten, in Deutschland ganz unbekannten Kaiser Karl entgegenstand, so will es doch scheinen, als ob ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten die Idee des Papsttums in diesen hundert Jahren ungeheuer an Bedeutung verloren hätte, der deutsche Fürstenstand, noch repräsentiert im Kaisertum, ebenso ungeheuer

gewonnen hätte. Es wird sich im Laufe der nächsten Jahrhunderte deutscher Geschichte erweisen lassen, wie sehr dieses Verhältnis noch wächst, wie sehr anderseits das römisch-deutsche Kaisertum zur Äußerlichkeit wird, bis das Fürstentum diesen Repräsentanten als lästig und ganz unnötig abschüttelt. Und Luthers Tat war es, daß das Fürstentum in seiner Macht einen gewaltigen Schritt nach vorwärts setzte, und Luthers Tat war es, daß das Papsttum jetzt 1521 vor dem deutschen Reichstage eine Verbeugung machte, nur um ein Konzil zu umgehen, auf dem die große Streitfrage zur Entscheidung hätte kommen müssen: steht der Papst über dem Konzile oder umgekehrt? Erst Dezennien später, als das Papsttum der Beantwortung dieser Frage in *seinem* Sinne sicher war, durfte das große Trienter Konzil zusammenkommen.

Auf dem Reichstage zu Worms tritt nun zum erstenmal der junge Kaiser auf. In den Niederlanden erzogen, an Spanien gewöhnt, letzteres Land seiner ganzen Neigung zufolge als eigentliches Vaterland betrachtend, steht er dem deutschen Wesen, den deutschen Verhältnissen ganz fremd gegenüber. Einem solchen Appell, wie ihn Luther in seiner berühmten Schrift an ihn gerichtet hatte, wie er ihn später noch eindringlicher und schärfer wiederholt hat, ein nationales Kaisertum mit nationaler Kirche zu gründen, mußte sich Karl V. unbedingt versagen, da er nicht das leiseste Verständnis dafür haben konnte. Er betrachtete Deutschland als einen Teil seines weiten Reiches, von dem ihm die größte Ehre kam, da er davon den Kaisertitel trug, der ihn über alle Monarchen der Erde überhob; er hoffte in ihm auch jenen Teil seines Reiches zu finden, der ihm für seine weltumfassenden Pläne die meisten Machtmittel gewähren würde. Denn ein universeller Politiker war Karl und da ihm nebst einem nicht geringen Stücke des alten Kontinents ein neuer Weltteil in den Schoß gefallen war, sind es Weltpläne gewesen, die der Geist des ehrgeizigen Habsburgers umfaßte. Rasch hat er die österreichischen Erblande, die bald darauf die schwere Pille Böhmen und Ungarn schlucken und verdauen mußten und darob unfruchtbar geworden sind, aus seinem unmittelbaren Bereiche ausgeschaltet und seinem jüngeren Bruder Ferdinand anvertraut. Geld und Soldaten waren es, die er immer wieder von den Ständen seiner verschiedenen Länder verlangte; seine habsburgische Familienpolitik wird zugleich Weltpolitik, als er

im Kampfe um Neapel, um Mailand, um Burgund den französischen Gegner trifft, der seit dem letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts eine große Expansionspolitik treibt, vornehmlich auf Italien gerichtet. Wie hätte dieser Kaiser sich da auf ein deutsches Fürstentum beschränken, wie vor allem von der katholischen Kirche sich lossagen können, was ihn in Gegensatz zu seinen spanischen, seinen italienischen Untertanen gesetzt hätte? Ahnungslos kam der Kaiser über die Alpen gezogen, ohne Verständnis vernahm er vom Auftreten Luthers; er hat auch zeitlebens nie ein Verständnis dafür gewonnen; er hat Luther und seine Lehre benützt, wo sie seinem politischen Zwecke dienen konnten, von der sozialen Bedeutung des Mannes und seines Werkes hat er nie eine Ahnung gehabt. Jedenfalls durfte ihn aber der Mönch nicht eine Minute in seinem großen Lebenswerke, ein absoluter, universeller Herrscher zu werden, aufhalten, verachtungsvoll ging er über sein Erscheinen zur Tagesordnung über. „Der soll mich nicht zum Ketzer machen", war sein wegwerfendes Urteil und das Wormser Edikt sollte die von Luther entfachte Bewegung mit einem Tritte zertreten. Luther wird in Reichsacht getan, er soll aus der Reihe der Lebenden ausgelöscht werden. Überzeugt von der Wirksamkeit dieser Verordnung, von der Endgültigkeit seines Urteils, zog der Kaiser aus Deutschland weiter in die Niederlande. Luther, dessen Auftreten zu Worms zuerst selbst seine Freunde enttäuscht, der aber bald seine knorrige, widerstandslustige Männlichkeit gefunden hatte, entwich von Worms und begab sich auf die Wartburg, wo er ohne Wissen selbst vertrautester Freunde in tiefster Zurückgezogenheit abwarten wollte, was die nächsten Monate bringen würden. Es ist nun sicher, daß er von den berühmten Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir" in Worms nur die letzten drei gesprochen hat; diese Umänderung erscheint seit 1546 festgelegt und doch darf man daran nicht vorübergehen: der Umdichtung liegt die Tatsache zugrunde, daß man bereits ein unbekanntes Gefühl bekommen hatte von der „Mission" des Mannes.

Damals, 1521, mußte es sich weisen, ob sein Werk nur an seine Person geknüpft war, ob man durch einen Achtspruch des Reichstages mit beiden fertig wurde, oder ob es auch ohne ihn fortleben würde. Es hat diese Feuerprobe bestanden, das Wormser Edikt ist niemals ausgeführt worden.

Gleich nach seiner Abreise aus Deutschland ist Karl V. in seinen ersten großen Krieg mit Franz I. von Frankreich verwickelt worden, zunächst um den Besitz von Burgund, von Mailand. An diesen Kämpfen nahmen außerdem noch England, dann italienische Mächte, wie Venedig, der Papst, teil, nicht immer alle zusammen und nicht immer auf derselben Seite; kaum jemals ist politische Treue kurzlebiger gewesen als damals. Die Politik hat auch Einfluß genommen auf die Entwickelung der Dinge in Deutschland. Karl war viel zu sehr in der alten katholischen Richtung auferzogen worden, um nicht die Angriffe Luthers und seiner Anhänger gegen das römische Lehrgebäude, gegen die römische Disziplin zu verwerfen, überdies war ihm jeder frondierende Geist, jede selbständige Regung seiner Untertanen unbequem. Er fühlte aber bald heraus, wie bedeutsam diese neue Bewegung für die Macht des Papsttums geworden war und wie er durch Unterdrückung oder Unterstützung des „reinen Evangeliums" den Papst erfreuen oder demütigen konnte. Und so wird seine Haltung gegen den Protestantismus immer mehr ein Widerspiel gegen die politische Stellung der Päpste im großen europäischen Staatengefüge. Auf dem Reichstage von 1526 zu Speyer, als Karl V. und Clemens VII. erbitterte Gegner sind, wird erklärt, jeder Stand möge sich halten, wie er es vor seinem Gewissen rechtfertigen könne: eine offenbare Duldung der neuen Lehre. Drei Jahre später, 1529, wiederum in Speyer, ist die Sachlage eine andere, Kaiser und Papst haben Frieden gemacht, nun wird das Wormser Edikt wieder hergestellt und seine Befolgung verlangt. Die Anhänger Luthers protestieren dagegen, daher ihr Name: Protestanten. Auf dem großen Reichstage von 1530 zu Augsburg wird die Frage aufs neue aufgerollt; nun haben die Protestanten ein Lehrgebäude fertiggestellt, die Augsburger Konfession; ihre Lehre wird verdammt. Karl V. hat aber nicht die Macht, den Siegeszug derselben aufzuhalten, er hat große Schwierigkeiten mit den Ständen Spaniens, er hat ungerne seine Pläne auf Burgund zurückstellen müssen; die der neuen Lehre anhängenden Fürsten und Städte haben sich zu einem Bunde, dem Schmalkaldischen, vereint, überdies werden die habsburgischen Länder von einer furchtbaren Türkengefahr bedroht, es erscheint als zweckmäßig durch Ferdinand, 1532 zu Nürnberg, einen vorläufigen Frieden schließen zu lassen, der den Protestanten für kurze Zeit Duldung

zusicherte und zugleich eine Forderung derselben annahm, die der römischen Kurie äußerst unwillkommen war: die Berufung eines freien deutschen Konzils zur Schlichtung des Streites. Dazu kommt es nicht, es bleibt bei der stillschweigenden Duldung, die im Frankfurter Anstand von 1544 wiederholt wird. Jetzt hat aber Karl V. endgültig zu Crépy Frieden mit Frankreich gemacht, die Türkengefahr ist geschwunden, unter die deutschen Protestanten ist Zwietracht und Gegensatz gekommen, einen der bedeutendsten ihrer Führer hat Karl für sich gewonnen, den ehrgeizigen Moritz von Sachsen, so meint nun der Kaiser die Parteiung in Deutschland, die seinen unumschränkten Herrscherwünschen Schranken auferlegt, niederwerfen zu können, zugleich damit seine Pflicht als Katholik zu tun, damit eine Sühne zu leisten für sein Vorgehen gegen Rom — man denke an die Erstürmung und Plünderung der ewigen Stadt durch ein kaiserliches Heer 1527. Es entsteht der Schmalkaldische Krieg, in dessen Verlauf die Protestanten besiegt, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen gefangen genommen werden. Gebrochen scheint der Protestantismus danieder zu liegen; da rettet ihn der Abfall Moritz' von Sachsen vom Kaiser, aufs neue erhebt er sein Haupt und gedemütigt muß Karl die Hand zum Ausgleiche bieten; da er selbst sich nicht für besiegt erklären will, überläßt er die Schlichtung der Angelegenheit seinem Bruder Ferdinand, der in Passau 1552 einen Vergleich, in Augsburg 1555 einen Frieden schließt, der wohl die bösesten Keime zu neuen Zwistigkeiten in sich birgt, für den Augenblick aber die religiösen Verhältnisse regelt. Man wird aus diesem kurzen Überblick ersehen haben, wie fruchtlos jedes Bemühen bleibt, den entfachten Brand zu löschen und wie die Anhänger der neuen Lehre von Duldung zur Anerkennung schreiten; man wird auch erkennen, wie Karl V. diese Frage fast stets nur vom politischen Standpunkte betrachtet hat und aus seinem politischen Egoismus heraus weder ein sicherer Freund noch ein erbarmungsloser Gegner gewesen ist. Steht aber das oberste Haupt des Reiches dem Gären und Drängen kühl gegenüber, so finden wir im deutschen Fürstenstand bald die entschlossensten Anhänger Luthers, aus Gründen, die leicht zu ersehen sind. Die Frage, welche Macht die vornehmste ist, die geistliche oder die weltliche, war im Mittelalter zugunsten der ersteren entschieden worden. Luther hat laut

und vernehmlich das Gegenteil ausgesprochen und dieser Ansicht zum Siege verholfen. Wie er schon 1520 geschrieben hatte, es dürfe kein Bischof über dem Kaiser stehen, so hat er auch später geredet und gelehrt; die ganze Fülle der weltlichen Macht, die der Kirche innewohnte, wollte er den weltlichen Fürsten zurückgeben und die Geistlichen nur auf ihr geistliches Amt beschränken. Wir erinnern uns, daß in seiner Besserung des christlichen Standes auch Universitätsbildung und Bettelei zu den geistlichen Punkten gehört hatten, alles das: Unterricht, Wohltätigkeit, Armenpflege wurde nun säkularisiert und — nicht immer zum Vorteil der Sache — der weltlichen Gewalt übergeben; und noch weiter ging Luther, als er daran dachte, seine neuen Kirchenordnungen einzurichten, da hätte er gerne die bischöfliche Ordnung beibehalten, wie das dann später beispielsweise in England auch gelungen ist; da sich ihm die Bischöfe aber versagten und er auch diesen Zusammenhang mit dem Papismus ein wenig fürchten mochte, ergriff er den Ausweg, die Fürsten selbst als „Notbischöfe" zu Oberen des geistlichen Lebens in ihren Staaten zu machen, ein Ausweg, der von ihnen gerne angenommen wurde, da er ihre Macht ungeheuer erhöhte. Hatte bis dahin der Fürst in seinem Lande die Gewalt mit den Dienern Roms teilen müssen, so wird er jetzt unumschränkter Herr über Körper und Seele seiner Untertanen und noch mehr, die reichen Besitztümer der römischen Geistlichkeit werden seine Beute, denn geistliche Fürsten, reiche Klöster, fürstlich ausgestattete Domkapitel haben keinen Platz in der neuen lutherischen Hierarchie, die nur Vertreter eines rein geistlichen Amtes kennt; die Einkünfte der Bischöfe, Domherren, der Stifter, sie werden Landesgut, nach damaligen Begriffen das Eigentum des Fürsten. Und die großen Abgaben, die bisher aus den katholischen Ländern nach Rom geflossen waren, sie hörten auf, auch sie blieben im Lande und vermehrten seinen Wohlstand. Fürwahr, so verlockend war dieser Zuwachs an Reichtum und Macht für den Fürstenstand, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn so viele seiner Vertreter der neuen Lehre sich zuneigten. Es muß gesagt werden und das gilt auch für die anderen Stände, daß viele Persönlichkeiten im Reiche gewiß nur aus religiösen Gründen dem „reinen Evangelium" nachgefolgt sind, daß aber zum großen Teile es recht weltliche Erwägungen und Empfindungen gewesen sind,

die zum Abfall von Rom geführt haben. Der gläubige Katholik, der es damals mit seinem Glauben ernst nahm, hatte einen starken Zoll seiner Kirche zu leisten: an Andachtsübungen, Fasten, guten Werken aller Art; um wie vieles einfacher gestalteten sich die Anforderungen des neuen Glaubens, der nichts mehr von der Messe, der Beichte, dem Fasten, dem Wallfahren wußte. Und manche, die etwa früher ihrer Bequemlichkeit hatten Zügel schießen lassen, fanden sich doch jetzt mehr mit ihrem Gewissen eins, wenn sie in gesetzlicher Form bequem sein durften. Wer aber das Bedürfnis spürte, mit der Gottheit Zwiesprache zu halten, dem mochte der deutsche Gottesdienst, den Luther einführte, die deutsche Bibel, die er ihm bescherte, ebenfalls mehr behagen als die lateinische Liturgie der katholischen Kirche. Die Heilige Schrift wurde nun ein Erbauungsbuch des Deutschen und wenn auch in der Flut der theologischen Fragen, die aufgewühlt wurde, viel Edles und Frommes unterging, so hat damals und später mancher Christ aus dem heiligen Buche Erbauung und Erquickung geschöpft. Und in der Predigt, die jetzt ganz anders gepflegt und gehegt wurde, in dem Kirchenliede, das Luther in herzerhebender, poetischer Weise ausbildete, fanden er und seine Nachfolger gleichfalls ein Mittel, auf die Menschenherzen einzuwirken, das der römischen Kirche verloren gegangen war. Das gemütvolle Einwirken des Geistlichen auf die Weltlichen wurde außerordentlich gesteigert — eine große Lehre, die vor allem dann der Jesuitenorden beherzigt hat. Man darf den Einfluß nicht übersehen, den damals die Gottesgelahrtheit, das Bibelstudium, mit einem Male auf das öffentliche Leben nahm; bisher die Domäne einer exklusiven Gesellschaft gewesen, steigt jetzt die hehre Theologie auf den Markt hinab, sie gesellt sich dem Bürger auf die Bierbank, sie begleitet ihn in die Kemenate, die Hohen und Geistreichen finden ein neues Kampfspiel in den Disputationen, in den Religionsgesprächen, die in den nächsten Jahrzehnten immer wieder die gelehrte Welt erfüllen; die menschliche Kritik bekommt einen gewaltigen neuen Stoff zum Verarbeiten; das, im Vereine mit der Erneuerung der antiken Welt, mit den neuen Gedanken des Humanismus, mußte eine so ungeheuere Fülle von Ideen, Anschauungen, Empfindungen zeitigen, daß man es begreifen kann, wenn Ulrich von Hutten mit Begeisterung ausgerufen hat: „Es ist eine Lust zu leben!“

Der niedere Adel hat sich ebenfalls mit Energie der Bewegung angeschlossen, er spürte das Revolutionäre derselben und erhoffte in anderen Lebensbedingungen auch ein neues Feld für seine Tätigkeit zu finden; er wird aber enttäuscht. Sickingen und Hutten verstarben rasch nacheinander und Luther selbst, der immer in seiner Wirksamkeit nur das Konservative empfindet, das Anknüpfen an das alte apostolische Leben, an die Reinheit des alten Evangeliums, der immer wieder von der Gehorsamspflicht gegen die Obrigkeit redet, war der erste, der jede revolutionäre Erhebung dämpfte. Er kann es aber nicht verhindern, daß in den Städten doch vielfach Bewegung um sich greift; lutherisch gewordene Geschlechter verbinden sich gegen katholisch gebliebene mit dem Volke, oft erzwingen die Zünfte und die außerhalb stehenden Handwerker Reformen in der Zusammensetzung des Rates, es geht ein demokratischer Zug durch die deutschen Städte, der nun seinerseits der neuen Lehre neue Anhänger zuführt.

Endlich der Bauernstand. Jahrzehntelang war ein Umsturz des als unerträglich befundenen Bestehenden vorbereitet worden; im stillen hatten sich in Schwaben und in Franken, wo der Bauer durch die hier besonders zahlreichen kleinen Edlen am meisten zu leiden hatte, Zusammenschlüsse von Unzufriedenen gebildet, der „Bundschuh", der „Arme Konrad", die nur eine günstige Gelegenheit zum Losbruch erwarteten. Auch diese ließen sich durch das Revolutionäre in Luthers Auftreten verleiten, 1525 loszubrechen; auch sie sahen sich enttäuscht, denn der Reformator wollte mit ihnen nichts zu tun haben; in zwei Schriften, in der „Ermahnung zum Frieden" und „Wider die mörderischen Rotten der Bauern" trat er gegen sie auf. Die soziale Revolution, die damals Deutschland ergriffen hatte — ihr Programm sind die zwölf Artikel der Bauern — und die mit der ganzen Roheit der Zeit mit Mord und Brand auftrat, mißlang; den Rittern und Städtern erlagen die schlecht ausgerüsteten und schlecht beratenen Bauernscharen; in wenige Monate zusammengedrängt sind Anfang und Ende dieser Tragödie, deren blutige Folgen nun geradezu vernichtend auf den Bauernstand zurückfielen. Jede Revolution, die mißlingt, verschlimmert das Los derer, die sie unternommen haben, und wenn bedeutende Gelehrte gefolgert haben, daß die Lage der deutschen Bauern infolge der Reformation eine viel schlechtere und sittlich verkommenere geworden sei, als vorher, so haben sie wohl

richtig beobachtet, sich aber über den Grund der Erscheinung getäuscht; nicht deshalb wird die Lage des Bauernstandes schlechter in Deutschland, weil er der Reformation sich angeschlossen hat, sondern weil die Reformation sich ihm in gefährlicher Stunde versagt hat, ihr Schicksal nicht dem seinen verknüpfen und mit ihm nicht untergehen wollte.

Was die Geistlichkeit anbelangt, so empfand sie vor allem ebenfalls den revolutionären und demokratischen Zug der Reformation; sie bekam das Recht zu heiraten, sie bekam auch das Recht menschenwürdig zu leben, denn die lutherische Kirchenverfassung sah streng darauf, daß die Gemeinde für den Unterhalt ihres Pfarrers sorgte, und wenn er auch dadurch nicht immer gedieh und des öfteren in starke Abhängigkeit zu seiner Gemeinde geriet, so war das doch etwas anderes als das frühere Hungern und Darben der niederen katholischen Klerisei. Aber auch die hohe Geistlichkeit fand so viele Vorteile in der neuen Lehre, daß auch sie sich, undankbar genug, ihr zahlreich anschloß; viele zogen es vor, ihr weltliches Treiben, den Verkehr mit Frauen, die Unabhängigkeit von Rom, die selbständige Stellung eines säkularisierten Fürsten auf gesetzlichem Wege festzuhalten um das Opfer des einen Schrittes, des Abfalles von Rom, der freilich nichts Geringeres war als ein Akt der Felonie, der Bruch eines heiligen Eides. Doch das sittlich Verwerfliche dessen empfand jene aufgeregte Zeit nicht.

So ist es gekommen und so ist es zu begreifen, wenn in Nord- und Ostdeutschland, wenn im Herzen des Reiches Fürsten und Städte, Ritter, Bürger und Bauern in einer unerhörten Weise vom alten Glauben abfielen und der neuen Lehre huldigten, wenn im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts Sachsen und Preußen, Brandenburg und der größte Teil der welfischen Lande, die österreichischen Erblande und Ungarn, das Württembergische und die Schweiz die Reformation annahmen; wenn der neue Glaube Skandinavien und England erobert, in Frankreich eindringt und selbst bis nach Spanien und Italien seine Schatten wirft; wenn es bald protestantische Erzbischöfe und Bischöfe gibt, die ihr geistliches Amt unter weltlicher Flagge ruhig weiter behalten; wenn in Bayern nur mühsam der alte Glaube geschützt wird, wenn auch am Rhein in die Pfaffengasse des heiligen römischen Reiches das Luthertum eindringt, wenn die drei weltlichen Kurfürsten — Böhmen zählte damals nicht

mit — Pfalz, Sachsen und Brandenburg protestantisch werden und es nur mit Mühe zu zweien Malen verhindert wird, daß auch von den geistlichen Kurfürsten Mainz, Köln und Trier der mittlere von Rom abfällt. Es kommt die Zeit, wo fast sieben Achtel des Reiches den neuen Glauben angenommen haben und auf den Reichstagen auf der Kurfürstenbank Stimmengleichheit herrscht, auf der Bank der weltlichen Fürsten und in der Gruppe der Städte die Protestanten die Mehrheit haben. Eine völlige Verdrängung des Katholizismus aus Deutschland schien unvermeidlich.

Wir sind weit vorangeeilt; es gilt den Schritt zurückzulenken und zu sehen, wie Luthers Lebensgang verlaufen ist von dem Tage an, da er seinen Bart wachsen ließ, weltliche Tracht anlegte, um als Junker Georg auf der Wartburg in stiller Sicherheit zu hausen und die Wendung der Zeit in einem kritischen Momente abzuwarten, da sich der Kaiser und scheinbar auch das Reich von ihm abgewandt hatten. Nicht ganz elf Monate dauert sein Aufenthalt in den grünen Wäldern Thüringens, in emsiger literarischer Beschäftigung verbringt er die Zeit, die „Kirchenpostille" wird damals verfaßt, vor allem übersetzt er das Neue Testament aus dem Urtexte ins Deutsche, zwölf Jahre später wurde auch das Alte Testament fertig. Schwere Mühe hat sich Luther mit diesem Buche gegeben und damit ein Werk geschaffen, das als Merkzeichen in der Entwickelung der deutschen Sprache dasteht. Mit heißem Bemühen hat Luther versucht, die Sprache des Volkes zu erkennen, um sinn- und wortgetreu, dabei volksverständlich zu übersetzen; er hat selbst gesagt, daß er den Leuten auf der Gasse und bei der Arbeit „aufs Maul geschaut" habe, um den richtigen Ausdruck zu finden; das Oberdeutsche siegt mit diesem Buche über das Niederdeutsche, es wird zur Schriftsprache. Was durch Eyke von Repgowe 1230 im Sachsenspiegel vorbereitet, durch Johann von Neumarkt ein Jahrhundert später in der kaiserlichen Kanzlei Karls IV. zu Prag fortgesetzt worden war: das mundartliche Kompromiß, der Übergang zur Schriftsprache, das hat nun Luther ins Volk getragen und vervollständigt.

Neben dieser Tätigkeit, die er inmitten starker Anfechtung seines heißen Blutes vollbrachte, das ihm mancherlei Visionen vorgaukelte — der Teufel hat im damaligen Leben eine große Rolle gespielt —, hat er die Zeichen der Zeit nicht verkannt und besonders an dem Treiben seiner Anhänger nicht immer

Gefallen gefunden. Denn allein, ohne Aufsicht geblieben, sind die radikalsten seiner Schüler, vor allem Karlstadt, tonangebend geworden und haben gründlich aufgeräumt mit den Einrichtungen der katholischen Kirche. Die Messe wird abgeschafft, das Zölibat, desgleichen das Mönchswesen. Es wird geradezu als Prüfstein für die rechte Gesinnung gefordert, an den katholischen Fasttagen Fleisch zu essen, gefordert, daß die Geistlichen sich Weiber nehmen; ein heftiger Sturm begann gegen den Schmuck der Kirchen. Noch mehr, sonderbare Schwärmer, die aus Böhmen von Hussiten und böhmischen Brüdern allerlei Projekte herübernahmen, schlossen sich der Bewegung an, sie vergiftend, wie ja überhaupt die lutherische Lehre, indem sie sich entwickelte, neben der Weiterbildung durch Zwingli und Calvin nicht freigeblieben ist von Verzerrung und Verhunzung: man denke an die Wiedertäufer von Münster und ihr himmlisches, aber eigentlich sehr irdisches Reich! Nachdem Luther von der Wartburg aus gegen die „Zwickauer", Stübner, Storch, Cellarius und andere aufgetreten war, entschloß er sich im März 1522, sein Asyl zu verlassen, um persönlich nach dem Rechten zu schauen. Es hatte sich gezeigt, daß das Wormser Edikt auf dem Papiere bleiben, daß Luthers gütiger Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, ihn nach wie vor beschützen würde und so wagte er sich — obwohl es immerhin mit Rücksicht auf Acht und Bann nicht ohne Gefahr war — wieder in den Sturm der Welt hinein. In acht Predigten gegen die Zwickauer Propheten entwickelte er in Wittenberg sein Reformprogramm. Damit beginnt der zweite Abschnitt seines Lebens. Während er im ersten langsam tastend, in der Überzeugung, innerhalb der römischen Kirche die ihm nötig erscheinenden Reformen durchführen zu können, vorgeschritten war, zog er jetzt, da der Bruch von Rom unheilbar geworden, die äußerste Konsequenz aus seiner Überzeugung und vergrößerte — zuerst eigentlich mehr dem Drängen seiner Freunde folgend — den Kreis seiner Reformen. Es ist nebensächlich, daß er in Wittenberg zuerst noch für die Privatbeichte eingetreten ist und sein Ordensgewand wieder anlegte, immer weiter wird er durch seine eigenen Anschauungen und die der Anhänger fortgerissen: 1524 tritt er förmlich aus dem Orden aus, 1525 heiratet er die frühere Nonne Katharina Bora, noch früher war er gegen die Messe als Greuel losgezogen, hatte sich damit in unversöhnbaren

Gegensatz zu den katholischen Reformfreunden gesetzt. Viele, die sein Auftreten zuerst begrüßt hatten, trennten sich jetzt von ihm, wie Erasmus von Rotterdam, der gegen ihn die Schrift „De libro arbitrio“ losließ, die Luther mit der Gegenschrift „De servo arbitrio“ beantwortete und in der er den freien Willen des Menschen als gänzlich geknechtet von der Sünde hinstellte. Es beginnt der reiche und breite Fluß der Entwickelung der lutherischen Lehre, der lange Jahrzehnte, ja Jahrhunderte nicht geregelt blieb und der nun auf seinem Laufe die mannigfachsten Hindernisse fand, die geradezu zu Abzweigungen Veranlassung gaben. Ziemlich gleichzeitig mit Luther war in der Schweiz Ulrich Zwingli als Reformator aufgetreten; Jahre später hat Calvin in Genf das Werk fortgesetzt und der Einfluß der Schweizer Lehre hat sich auch bald in Deutschland fühlbar gemacht. Der Unterschied wurzelte vor allem in der Auffassung des Altarsakraments; während Luther daran festhielt, Christus habe bei der Einsetzung die Worte gesprochen „das ist mein Leib“, fassen die Schweizer diese Worte dahin auf, als sei nur gemeint gewesen, „das bedeutet meinen Leib“; für sie wurde der Genuß von Brot und Wein nur zu einem Symbol, zu einer Erinnerungsfeier. Auch sonst gab es noch Gegensätze, wie z. B. Calvin die lutherische Auffassung von der Unfreiheit des menschlichen Willens konsequent durchgedacht hat bis zur gänzlichen Verneinung desselben, zur Lehre der Vorausbestimmung des Menschen. Diese theologischen Unterschiede greifen aber auch ins staatliche Leben ein, die Schweizer können sich schwer mit Luthers Ansicht, man dürfe der Obrigkeit nicht widerstehen, befreunden und sind bald die Seele des bewaffneten Widerstandes gegen den Kaiser im Reiche. Immer schärfer wird der Gegensatz zwischen Lutheranern und Calvinisten; die letzteren sind, wie das bei revolutionären Parteien stets der Fall ist, als die späteren, die radikaleren, und beide hassen einander bald mehr als die Katholiken; ja von dem Augsburger Frieden von 1555 werden über Betreiben der Lutheraner ausdrücklich die Calvinisten ausgeschlossen.

Die Versuche eines Ausgleiches zwischen der alten und neuen Lehre gehen dabei weiter; in Religionsgesprächen, in Verhandlungen (z. B. 1535 zwischen Luther und dem päpstlichen Legaten Vergerius in Wittenberg), in Appellationen an ein allgemeines, rein deutsches Konzil, an den Reichstag wieder-

holen sich diese Versuche, die in letzter Linie doch immer nur auf die Unterwerfung der einen Partei unter die andere hinzielten und darum nie gelingen konnten. Denn längst hatte die lutherische Lehre den Beweis erbracht, daß sie lebensfähig war, daß sie nicht dem Zufall des Augenblicks, sondern der Notwendigkeit, dem Drange der Zeit ihre Entstehung verdankte. Zu Lebzeiten Luthers steht sie aber noch in voller Weiterentwickelung da, an der besonders sein jüngerer Genosse Melanchthon starken Anteil genommen hat. In den Jahren 1527—1529 wird die neue Kirchenordnung in Sachsen durchgeführt, 1529 der Katechismus veröffentlicht, 1539 ein Konsistorium eingerichtet. Luther bleibt der Mittelpunkt des Kampfes, von Wittenberg aus rät und hilft, predigt und schreibt er unermüdlich. Er streitet mit Rom, mit den katholischen Ständen Deutschlands, mit den Schweizern, mit seinen eigenen Anhängern. Seit 1527 ist er leidend; immer mehr häufen sich seine Beschwerden, die ihm die zunehmende Korpulenz, endlich ein überaus schmerzhaftes Steinleiden zufügen. Er wird immer gereizter, heftiger, galliger. Der ganze Hang der Zeit geht zum Groben, Unflätigen, Gewalttätigen, es sind damals lauter grobe Klötze und grobe Keile, die aufeinander passen; immer schärfer wird Luther in seiner Ausdrucksweise in den späteren Streitschriften: „Von den Conciliis und Kirchen", „Wider Hansworst" (Herzog Heinrich zu Braunschweig), „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestift". Es war ein großes Werk, das er aus unscheinbaren Anfängen vollbracht hatte, aber er sah es angegriffen, zerrissen, uneins, und was er einst gewünscht, veredelnd, reformierend auf das ganze Menschentum einwirken zu können, das war ihm nicht gelungen; er selbst muß in seinem Alter über den Mangel an sittlicher Zucht, über die Zunahme der Verrohung klagen; statt seinen Mitlebenden den Frieden zu bringen, hatte er die Ursachen der Zwietracht, der Unzufriedenheit vermehrt, denn alles war im Werden, im Gären, als er starb. Ein Streit, den er schlichten wollte, hatte ihn im Winter 1545 nach Eisleben geführt und hier, wo er geboren worden war, schied er am 18. Februar 1546 aus dem Leben. Nicht freiwillig, wie es böswillige, auch von katholischer Seite längst widerlegte Gerüchte haben wollten, sondern bezwungen von seiner Krankheit, aufgerieben durch ein hartes Leben voll Kampf und Mühen.

In der Protestationskirche in Speyer ist ihm neuerlich ein Standbild aufgerichtet worden; im Arm die Bibel, die andere Hand zur Faust geballt, das Auge himmelwärts gerichtet, jeder Zoll ein Streiter, steht der Mann da, den die Zeit sich geschaffen, um zu erreichen, was sie gebraucht.

II.

Die Fugger.

Es ist wohlbekannt, daß ursprünglich der ganze Warenverkehr der Menschheit auf dem Tausche beruhte; jeder gab, was er hatte, dem Nachbar und nahm von ihm, was dieser geben konnte: Korn wurde gegen Gespinst umgetauscht, Wein gegen Vieh. Bald aber empfand man die Notwendigkeit, einen bestimmten Maßstab zu haben, an dem man messen konnte, wie sich das Korn zur Leinwand verhielt, wie viele Fuder Wein man für ein Rind bekommen konnte, und als solchen Maßstab verwendete man die verschiedensten Materialien (Zeuggeld), wie Leinwand, Tierhäute, Marderschnauzen, Lederstücke, endlich die Edelmetalle Gold, Silber, zuweilen auch andere Metalle, wie Kupfer, Eisen. Es dauerte nun ein paar Jahrhunderte, bis man dahinter kam, daß diese Metalle viel besser als Zahlmittel sich eigneten als die schwerfälligen Waren, man ging über von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Der Übergang erfolgte ganz allmählich; niemals kann man für ähnliche soziale Umwälzungen ein bestimmtes Jahr angeben: aus Bequemlichkeitsgründen tut man es doch und nimmt für diesen wichtigen Moment das Jahr 1300 an; damals wurden als erste Silbermünzen die „Groschen" geprägt; ebenso kann für den nächsten wichtigen Fortschritt in der Volkswirtschaft das Jahr 1500 als Grenze angesetzt werden. Um diese Zeit ist unsere heutige Geldwirtschaft geboren worden mit ihren mannigfachen Erscheinungen und Ausdrücken; das Geld ist nicht mehr nur Mittel, es ist Selbstzweck geworden, und der wichtigste Faktor dieser neuen Wirtschaft ist entstanden: der Kredit.

Unendlich mannigfach sind um diese Zeit die Geldarten. Anfangs gab es nur Privatgeld, von Einzelpersonen ausgegeben, von anderen auf Treu und Glauben nach Belieben genommen. Daß ursprünglich der Wert des Geldes nur nach dem Gewicht

bemessen war, dafür sprechen die Geldbenennungen Mark, Pfund, Livre; noch lange später werden besonders kleine Teilmünzen gewogen, so z. B. das Schock meißnischer Groschen. Über den Ursprung des Wortes Taler wird behauptet, daß er von der ersten Münzstätte desselben, vom böhmischen Joachims„thal", herrühre. Gulden kommt klärlich von Gold, aus dem sie zuerst allein geprägt worden sind. An Stelle dieses Privatgeldes trat das von der Staatsgewalt ausgegebene Geld, das dann einen bestimmten aufgeprägten Wert besaß und als Zahlungsmittel genommen werden mußte. Nun hatte jeder selbständige Teil des großen deutschen Reiches das Recht, Münzen zu prägen und auszugeben, jeder Kurfürst, Herzog, Graf, Bischof, Abt, jede Reichsstadt. Erwägt man, daß der damalige Reichstag, die in verschiedenen Städten des Reiches nach willkürlicher Berufung des Kaisers tagende Versammlung der deutschen Stände, etwa um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an 200 Mitglieder zählte, nebst ihnen es aber noch eine ganze Reihe von münzberechtigten Herren gab, so ist leicht zu ersehen, welche Unmenge von Geldarten das deutsche Reich überschwemmen mußte. Verschieden gewichtet und verschieden legiert waren die Münzen; eine sehr beliebte Maßregel war, altes Geld einzuziehen und neues leichteres, weniger feinhaltiges dafür auszugeben, den Unterschied als Münzgewinn einzustecken. Manchmal drängte der Mangel an Edelmetallen direkt zur Verschlechterung der Münze. Eine besonders schlechte Geldsorte des siebzehnten Jahrhunderts erhielt den bedeutungsvollen Beinamen: Schinderlinge. Auch die Untertanen arbeiteten an der Entwertung des Geldes, indem sie an den Münzen den Rand beschnitten (Kipper) oder von der Oberfläche Edelmetall abfeilten (Wipper). Die weniger genau ausgeführte Prägung, die ungleiche Gestalt — es gab auch viereckige Münzen — machte derlei Manipulationen möglich. Man wird leicht einsehen können, zu was für Mißbräuchen und Betrügereien da Gelegenheit geboten war und wird es begreiflich finden, daß manche Fürsten und Städte sich gegen solch schlechtes, geringes, „verrufenes" Geld mit allen möglichen Mitteln schützten. Besserung auf diesem Gebiete trat erst einigermaßen ein, als durch den Reichsabschied von 1551 den Reichskreisen die Münzpolizei, damit ein gewisses Aufsichtsrecht über die Münzgebarung der Kreismitglieder eingeräumt wurde. 1566 wurde dann auf dem Augsburger Reichstage als gesetzlicher Münzfuß der Neun-Reichs-

talerfuß festgesetzt, d. h. aus einer Kölnischen Mark fein Silber sollten neun Taler ausgemünzt werden. Von den alten Groschen gingen 24 bis 30 auf einen Taler, seit dem Dreißigjährigen Kriege nur mehr 24, sie waren gleich 90 Kreuzern. Die Kölnische Mark war genau ein halbes böhmisches Pfund, hatte daher 16 Lot und wog nach heutigem Gewichte etwas über 233 Gramm. Sie wurde für ganz Deutschland die Gewichtseinheit sowohl für Gold wie für Silber. Dazumal war letzteres der Wertmesser, auch die Goldmünzen waren nach dem Verhältnis des Goldes zum Silber — in der Regel 1:16 — bemessen. Neben den Silbertalern gab es Goldgulden mit sehr starkem Silberbeisatz, in Stücken zu 4, 2, 1, $1/_2$ und $1/_4$ Gulden geprägt. Ursprünglich wurden aus der Kölnischen Mark 64 Goldgulden, später 72, geprägt. Nach und nach verschwanden die Goldgulden, an ihre Stelle traten die Dukaten; und als neue Silbermünze erschien seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Silbergulden, eingeteilt in 60 Kreuzer à 4 Pfennige. Ein Gulden war gewöhnlich gleich $2/_3$ Taler, oder 2 Taler gleich 3 Gulden. Es ist auch vielfach behauptet worden, daß die Kaufkraft des Geldes in den Jahrhunderten seit 1500 gewaltig gesunken sei und damalige Ziffern, um mit den heutigen verglichen zu werden, mit etwa 10 multipliziert werden müßten; demgegenüber ist aber erwidert worden, daß auch die Preise sich gewaltig verändert hätten und unsere heutigen Kenntnisse noch nicht zu einem so entschiedenen Urteile berechtigten: diese Frage nach dem Verhältnis des damaligen Geldes zum heutigen muß daher vorläufig offen gelassen werden.

Es war ein Grundsatz der römischen Kirche gewesen, die ja bis zu Luthers Austreten tonangebend in der menschlichen Gesellschaft blieb, daß Handel mit Geld, Ausleihen gegen Prozente, etwas durchaus Unmoralisches sei: „pecunia pecuniam parere non potest“: Geld kann nicht Geld erzeugen; nur Leibrenten wurden gestattet, weil damit das Kapital aufgezehrt wurde. Bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und noch weiter hat die Kirche fest an diesem Grundsatze gehalten; selbst als die Fugger schon große Geldgeschäfte machten, mußten sie gegen dieses Vorurteil ankämpfen; sie haben sich eigene Theologen bestellt, die in öffentlichen Disputationen dagegen Verwahrung einzulegen hatten und die dafür eintreten mußten, daß ein mäßiger Zins, etwa fünf vom Hundert, erlaubt sei. Aber erst

als die Kirche selbst Geld brauchte für ihre geistlichen und weltlichen Zwecke, für Kriege, Bauten, verschwenderisches Leben, da drückte sie ein Auge, bald alle zwei zu. Ihre Erbschaft traten dann die Anhänger Luthers an, die das alte Vorurteil weiter verteidigten; Luther selbst sagt in seiner Schrift von des christlichen Standes Besserung: „das größte Unglück deutscher Nation ist gewißlich der Zinskauf . . . sollte er noch hundert Jahre bestehen, so wäre es nicht möglich, daß Deutschland einen Pfennig behielte . . . Ich weiß die Rechnung (ich verstehe das Kaufmannsgewerbe) nicht, aber das verstehe ich nicht, wie man mit hundert Gulden mag des Jahres erwerben zwanzig." Doch das hat jetzt nichts mehr genützt, es war notwendig geworden, mit Geld zu handeln und zu manipulieren. Wir bemerken bei einer Betrachtung der Weltereignisse vor und nach 1500, daß es eine bewegte, kriegerische Zeit ist. 1492 war es, daß zum ersten Male französische Truppen nach Italien sich wandten, um dieses anscheinend herrenlose und doch so kostbare Land sich anzueignen. Nicht nur Frankreich und die italienischen Fürsten werden da hinein verwickelt, durch die Verbindung mit Spanien, durch die Lehenshoheit des Reichs über Mailand werden die Habsburger, damit das Reich in den Streit gezogen und auch England, angestiftet durch die Eitelkeit König Heinrichs VIII., mischt sich in Dinge, die es gar nichts angehen. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Osmanen durch die Eroberung von Konstantinopel ihr europäisches Reich fest begründet, ein Volk, das nun durch Jahrhunderte, immer vordringend, der Fluch seiner Nachbarn werden sollte. Anderenteils bildete sich in Osteuropa gleichsam als Gegengewicht gegen das Türkenreich ein Staat, der viel später von gewaltigem Einfluß werden sollte, das Großfürstentum Rußland; und im Norden beginnen die skandinavischen Völker in das politische Leben Europas einzudringen. Wir finden demnach in dem Jahrhundert 1450—1550 bedeutende kriegerische Unternehmungen. Nun ist der Satz keineswegs eine Erfindung Montecuccolis im siebzehnten Jahrhundert gewesen, daß man zum Kriege dreierlei brauche: Geld, Geld und wieder Geld, es war eine alte Erfahrung. Immer neue Geldsummen mußten in diesem Jahrhundert der Kriege aufgebracht werden. Neben diesen Kriegen gab es aber noch andere Ursachen, weshalb die Fürsten damals viel Geld gebraucht haben, der zunehmende Luxus, die wachsenden

Bedürfnisse, die Bautätigkeit und Baulust, die allmähliche Umwandlung des Lehensstaats in einen Beamtenstaat. Eine Verwaltung durch Beamte kostete naturgemäß mehr, als durch Lehensleute. Noch etwas Bedeutsames kam hinzu, der Krieg selbst veränderte sich ganz seit der Erfindung des Pulvers, seit dem Aufhören der Lehensheere. An Stelle der Ritter und ihrer Knappen traten Mietsoldaten. Wie sollten diese geworben und gezahlt werden? Wohl hatte meist der Krieg den Krieg zu ernähren, auf Plünderung eroberter Plätze wurden die Söldner angewiesen, aber das langte und glückte doch nicht immer, woher dann den Sold für sie nehmen? Die Fürsten besaßen nicht viel, eine regelmäßige Steuergesetzgebung gab es nicht, es sind geringe Abgaben, die dem Fürsten zufallen: Zölle bei der Einfuhr und Durchfuhr von Waren, Einnahmen aus den fürstlichen Regalen, aus den Bergwerken, dem Münzrechte, aus dem privaten Besitze; dafür mußte der Fürst für alle Ausgaben seines Landes aufkommen. Das deutsche Reich hatte kaum nennenswerte allgemeine Einnahmen, selbst die Römermonate (ein Römermonat, ursprünglich die Leistung des Reichs zur Romfahrt des Königs behufs Krönung zum Kaiser, dann als Kriegssteuer beibehalten, wird um diese Zeit mit 128000 Gulden festgesetzt) waren eine mehr minder freiwillige Abgabe, die der Reichstag dem Kaiser in verschiedener Höhe bewilligen konnte und die dann nach einer bestimmten Skala von den einzelnen Gliedern des Reichs gezahlt oder auch nicht gezahlt wurde. Wir sehen da einen großen Gegensatz zwischen Deutschland und anderen Staaten; in England, Frankreich, Spanien kann der Monarch über regelmäßige Einnahmen verfügen, im römischen Reiche deutscher Nation nicht, ein gewaltiger Grund für die Schwäche der deutschen Politik. Immer wieder muß der Kaiser zu Unternehmungen, die des Reiches Schutz oder seine Vergrößerung beabsichtigen, aus seinen eigenen Hausmitteln beitragen. Die Fürsten hatten demnach wenig bares Geld, sie hatten aber auch wenig Kredit. Ein geistvoller Historiker hat bemerkt, daß zum Kredit, wie zum Kriege, auch drei Dinge gehören: zahlen *können*, zahlen *wollen*, zahlen *müssen*. Über die ersten zwei Punkte ist nichts zu sagen. Aber auch das zahlen müssen ist eine wesentliche Vorbedingung, und wer wollte nun die Fürsten zur Zahlung zwingen? Wohl aber war letzteres möglich bei den eigentlichen Geldpotenzen jener Zeiten,

bei den Städten. Die deutschen Reichsstädte, über fünfzig an Zahl, sehr verschieden an Größe, sind die wichtigsten Faktoren im Wirtschaftsleben des deutschen Volkes geworden: eine ganze Reihe von Familien ist in ihnen erstanden, die mit eisernem Fleiß und geschäftlichem Geiste sich dem Handel und Geldwesen zuwandten und es zu großem Ansehen und großem Reichtum gebracht haben. Das zahlen können war bei ihnen der Fall und auch das zahlen wollen, da ja ein Kaufmann nur bei Rechtlichkeit auf die Dauer bestehen und groß werden kann, aber auch das zahlen müssen war vorhanden, denn nach damaligem Rechte haftete jeder einzelne Bürger für die Anleihen seiner Stadt. Ursprünglich richtete der Handel seine Aufgaben vor allem nach der Levante, dann nach Polen, Rußland, Skandinavien; es waren zuerst Städte, die in der Nähe des Meeres liegen, wie etwa Lübeck, oder an großen Flußläufen, wie Köln, die zu größerem Handel kamen, waren es ja zuerst fast nur die Wasserstraßen, die den Verkehr ermöglichten; mit der Anlage von besseren Straßen erst wurde es leicht, auf dem Lande Waren zu versenden und da konnten auch die Städte im Binnenlande daran teilnehmen. Es ist bekannt, wie im Lauf des dreizehnten Jahrhunderts sich eine Anzahl deutscher Städte, die Hanse genannt, zu Handelszwecken aneinanderschloß, die von der Küste der Nord- und Ostsee bis tief ins deutsche Land hineinreichte und lange Zeit ausschließlich Meere und Straßen beherrschte. Von den außerdeutschen Städten war es vor allem Venedig, das als größtes Handelsemporium des Mittelalters anzusehen ist und den Handel mit der Levante fast ganz monopolisiert hatte. Im fünfzehnten Jahrhunderte werden die alten Handelswege zerstört, den Weg in die Levante verlegen die Osmanen, im Norden sind es die skandinavischen Völker, die sich bemühen, selbständig zu werden; es beginnt jener Gegensatz zwischen Skandinavien und Deutschland sich zu rühren, der zu zahlreichen Fehden und Kriegen geführt hat, zuletzt zu dem großen Kampfe um die Ostsee während des Dreißigjährigen Krieges. Zugleich regt sich die Konkurrenz der Niederländer und Engländer, die bald lähmend auf den deutschen Handel einwirken, die Macht der Hanse zerstören sollte. Ein gütiges Geschick hat gegeben, daß gleichzeitig neue Verkehrsgebiete gewonnen wurden durch die Entdeckung Amerikas. Eine ganze Fülle von Artikeln, die man bisher gar nicht gekannt oder nicht

genügend besessen hatte, konnte jetzt aus der Neuen Welt herübergeschafft werden. Mit diesen anderen Verhältnissen ändert sich auch die Bedeutung der einzelnen Städte. Venedig verliert, Genua, sein großer Rivale, gewinnt; Augsburg, Nürnberg, später Frankfurt am Main treten hervor; die Städte treiben nicht mehr bloß eigenen Handel, sie vermitteln ihn, der Kommissionshandel, die Spedition, entstehen. Von anderen nichtdeutschen Städten sind Antwerpen, Lyon, Lissabon als besonders aufschwungreich zu nennen. Der ewige Antrieb im Menschen zu Spiel und Wette wendet sich diesem Gebiete zu; während sonst der biedere Deutsche sich begnügte zu wetten, ob das kommende Kind ein Knabe oder ein Mäglein sein würde, wurde jetzt mit hohen Einsätzen gewettet, ob das in Lissabon oder Genua zu erwartende Pfefferschiff eine große oder eine kleine Ladung bergen würde; von der Quantität, die da auf den Markt geworfen wurde, hing ja die Höhe des Preises dieses kostbaren Gewürzes ab. Man hat, nebenbei gesagt, Gewürze damals in Deutschland sehr geliebt, da die gewürzten Speisen einen „schönen" Durst zur Folge hatten. Aus der Verbindung des ruhigen Handels mit der tollen Spiellust der Menschen ist dann das Börsenspiel entstanden.

Gründlich änderte sich im gleichen Verlaufe der Zeit das Geldwesen. Früher begleiteten bewährte Vertrauensmänner der Handelsherren die großen Warenzüge, die etwa von Deutschland nach Italien zogen, ihnen war das bare Geld anvertraut für ihre Käufe, sie brachten den gemachten Erlös sorgsam zurück — bei der Unsicherheit der Zeiten und Straßen ein verantwortungsvolles Amt. Dazu kam, daß das Geld unnütz hin und her reiste, da ja gleichzeitig Käufe und Verkäufe in Deutschland und Italien gemacht wurden. Dieser Gefahr und Unbequemlichkeit machte der Wechselbrief ein Ende: ein harmloses Stück Papier, leicht verborgen, das auch dem wegelagernden Ritter, wenn es in seine Hände fiel, nichts nützte, das eine Art von Clearingverkehr damals ermöglichte. Bald bediente man sich der Wechsel allgemein. Die ganze Technik dieses neuen Geldwesens ist in Italien entstanden und hat sich hier ausgebildet, zuerst in Florenz. Es ist bekannt, daß von hier der Ausdruck Florenus mit seiner Abkürzung fl. für Gulden abstammt; ebenso kommt Groschen „grosso" aus dem Italienischen. Auch viele andere Ausdrücke zeigen, daß Italien das Geburtsland des modernen Geldverkehres

ist, wie Giro, Inkasso, Konto, Saldo, Bilanz usw. Besonders die Oberitaliener haben sich neben den Vertretern der Kurie als besonders geschickt darin gezeigt, die Chigi, Rucellai, Strozzi, Ricasoli, Medici sind mit Geld handelnde Familien gewesen. Wer in diesen Dingen Erfahrung haben wollte, mußte in Italien eine Lehrzeit durchgemacht haben. Von der Bank, auf der der Geldmakler ursprünglich in den primitivsten Anfängen dieses Gewerbes auf dem Markt saß, auf welcher er das Geld bei Einnahme und Ausgabe aufzählte, ist der Name für das Gewerbe entstanden, Bank, Bankier. Von den germanischen Völkerschaften zeigte der Holländer die meiste Eignung für das Geldwesen und Hand in Hand mit dem rasch zunehmenden Handel dieses Landes entwickeln sich nun hier die großen Märkte, die ursprünglich alle Vierteljahre abgehalten wurden, oft aber das ganze Jahr über dauerten, die dann entscheidend gewesen sind für den Geldverkehr; hier entstanden die Börsen. „Burse" hieß der Ort, an dem zuerst in Brügge derartige Geschäfte abgeschlossen worden sind, davon kam dann der ins allgemeine übertragene Name „Börse". Brügge, zuerst da tonangebend, verlor bald seine Stellung, die an Antwerpen überging. Als Zinsfuß für die Geldgeschäfte waren zuerst 3% vierteljährlich, also 12% jährlich üblich. Später begnügte man sich auch mit einem geringeren Zinsfuße, wenn die Sicherheit entsprechend war; als der erste Spekulationsrausch vorüber war, verschmähte man es, auf gefährliche Art rasch reich werden zu wollen und begnügte sich mit sicheren 5%. Die unsicheren Fürsten, die nicht zahlen mußten, hatten naturgemäß andere Prozente zu zahlen: 20 ja selbst 50% sind da nichts Seltenes. Bei den Städten stand es wesentlich besser.

Einer Tatsache mag da noch Erwähnung getan werden, um zu zeigen, wie rasch und wie modern sich in jenem Jahrhunderte die Geldtechnik ausgebildet hat: 1555 wird in Frankreich eine ungemein wichtige Maßregel vorgenommen. Der König Heinrich II. erklärt, er könne seine Schulden nicht zahlen; wenn man ihm aber weitere Summen vorstrecken wollte, dann würde er nicht nur regelmäßig die versprochenen Zinsen leisten, sondern auch alljährlich einen Teil des Kapitals zurückzahlen. Wir begegnen hier dem Grundsatze der Amortisation, die heutzutage bei Hypothekendarlehen und ähnlichen Geschäften gang und gäbe ist. Der Gedanke schlägt ein und an diesem neuen Unternehmen beteiligen sich nun nicht nur Kaufleute, sondern die ganze ver-

mögliche Welt, Adel und Bürgerstand, es ist eine Subskription auf eine Anleihe. 1594 bildet sich in Holland eine Gesellschaft zum Handel mit Indien, die Gesellschaft „de Verre“, die nichts anderes ist als eine moderne Aktiengesellschaft. Und ähnliches finden wir schon früher; wie es heutzutage oft geschieht, daß ein großes Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wird, deren Aktien aber Eigentum der besitzenden Familie bleiben, so stand es damals mit den Bankiershäusern der Fugger, Welser, Hochstetter u. a., auch hier waren meist alle Familienglieder Teilnehmer des Geschäfts. Von diesen Familien war die der Fugger zweifellos die reichste und bedeutendste und darum soll von ihr auf diesen Blättern einiges erzählt werden.

Die Fugger sind um das Jahr 1370 aus dem Dorfe Graben bei Schwabmünchen nach Augsburg gekommen, es waren zwei Brüder, Johann und Ulrich, Leineweber von Beruf; sie webten die Leinwand und färbten sie. Es waren fleißige Leute von großem Geschäftsgeiste; in kurzer Zeit konnten sie in ihrer neuen Heimat eine Rolle spielen. In zweiter Ehe nahm Hans Fugger eine angesehene Augsburgerin zur Frau; als er 1409 starb, folgte ihm sein Sohn Andreas, der bereits den Beinamen der „Reiche“ erhielt. Der zweite Sohn des Hauses, Jakob, ist der Stammvater der adligen Fugger „von der Lilie“ geworden. Anders als durch Heiraten konnte man damals in den Städten nicht unter die vornehmen, oder wie man sagte: ratsverwandten Geschlechter kommen; die Fugger, die vielleicht auch schmucke Leute gewesen sind, wußten diesen Weg zu benutzen. Man kennt das Jahr, in dem Jakob zuerst durch ein größeres Geldgeschäft eingegriffen hat in den Weltmarkt: 1441. Zweiunddreißig Jahre später machte das Haus Fugger das erste große Geschäft mit den Habsburgern, 1473; sie sind von da ab die Bankiers dieses erlauchten Geschlechtes geblieben, durch welches sie auch in Verbindung mit der römischen Kurie getreten sind. Ulrich, Jakobs Sohn, war es, der von der Leinwand überging zum Handel mit Geld und der entgegen dem damaligen Vorurteile Geld auf Zins auslieh. Seinem unternehmenden Geiste kam es zustatten, daß zwei solche wichtige Faktoren wie die Habsburger und die Päpste, sich selbst von der herrschenden Ansicht lossagen mußten und derlei Geldspender dringend brauchten. Auch die Kurie ist sehr zufrieden mit der Arbeitsweise und der Kapitalkraft der Fugger gewesen; wie die Habs-

burger sie mit Adelsbriefen und Wappen bedachten — wir finden Fugger „von der Lilie“, Fugger „vom Reh“ —, so blieb auch die Kurie nicht karg mit Ehrenbezeichnungen, Pfalzgrafen des Laterans wurden sie und etwas wie persönlichen Stolz empfand der Papst Leo X., als er erzählen konnte, er habe einst den Vertreter des Hauses in Rom befragt, binnen welcher Zeit er ihm 300000 Dukaten verschaffen könne, worauf jener sich bereit erklärt habe, dies binnen einer Stunde zu tun. Es zeigt diese Geschichte, einen wie großen Kredit bald nach 1500 die Fugger hatten. Nebenbei gesagt, hat sie den Vorzug, wahr zu sein, während jene andere, viel bekanntere, durch ein berühmtes Gemälde Pilotys verherrlichte Episode, nach welcher Fugger den Kaiser Karl V. bei einem Feuer von kaiserlichen Schuldscheinen empfangen habe, in den Kreis jener Anekdoten gehört, die nicht wahr sind, aber doch einen Beitrag zur Charakteristik der mithandelnden Personen geben. Denn es ist oft wichtiger, zu wissen, wessen Menschen für fähig gehalten werden, als wessen sie wirklich fähig gewesen sind. Der Bedeutendste aus dieser Generation war Jakob Fugger, ein jüngerer Bruder jenes Ulrich, geboren 1459; er war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, ist aber seiner Lust und Begabung folgend zum Kaufmannsstande übergegangen, hat seine Lehrzeit in Venedig durchgemacht; er kehrte dann in die Heimat zurück, führte die schöne Sibylle Arzt als Ehefrau heim und wurde bald die Seele aller großen Unternehmungen des Hauses; 1494 gründete er mit seinem Bruder Georg eine Handelsgesellschaft für den Vertrieb von Spezereien, Seide, Wolle in Italien, Tirol und Deutschland. Er widmete sich auch der Spedition; er verfrachtete die Bilder Albrecht Dürers. Gleichzeitig trieb er Bankgeschäfte und monopolisierte die Bergwerke; 1505 vereinigte er sich mit den Welser und Hochstetter zu einer Handelsgesellschaft nach Ostindien. Er war ein Mann, der zu sagen pflegte: „Ich will gewinnen, so lang ich kann.“ Dabei ein Mann von stählernen Nerven, von dem man berichtet, er habe seine Sorgen mit dem Hemde ausziehen und in einem tiefen ruhigen Schlafe Erquickung für seine ermüdeten Sinne finden können. 1511 wies die Bilanz der „Gebrüder Fugger“ ein Vermögen von 211000 Dukaten aus, fünfundzwanzig Jahre später drei Millionen, noch ein Jahrzehnt später fünf Millionen. Es ist das für die damaligen Verhältnisse

ein ungeheures Vermögen, das nur etwa mit dem der Rothschilds heutzutage verglichen werden kann.

Wie es sich für die Bankiers der Habsburger und der Päpste ziemt, sind sie treue Söhne der katholischen Kirche geblieben; wir wissen aus früheren Zeilen, wie Luther sie beurteilt hat; andere wie die Welser sind zur neuen Lehre übergetreten trotz der Feindschaft derselben gegen Zinsgewinn, die freilich dann auch mit dem Gebote der Zeit sich abfinden mußte. In großartiger Weise benützten die Fugger die politischen Verhältnisse. Wir wissen, daß sie zur Kaiserwahl Karl V. die Summe von 543 000 Dukaten vorgestreckt haben; die Wahl Ferdinands zum römischen Könige kostete nur 300 000. Wir wissen auch, daß die Fugger noch mit anderen Monarchen in Verbindung getreten sind, so mit Ludwig II. von Böhmen und Ungarn, dem letzten Jagellonen auf diesen Thronen. Als dieser 1526 sich des Türkeneinfalles erwehren mußte, erbat er sich neuerdings die Hilfe der Fugger, um ein Heer zusammenzubringen; damals mußten die Herren etwas ihre Tasche zuknöpfen, das Anlehen fiel mager aus, dementsprechend die Zahl des Heeres gering und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, vielleicht hätte die Schlacht bei Mohacs, die Ludwig das Leben kostete und Böhmen und Ungarn an Österreich brachte, einen anderen Gang genommen, wenn die Fugger tiefer in den Säckel gegriffen hätten! Freilich haben bei dem Ausgang der Schlacht noch ganz andere Faktoren mitgespielt, als die geringe Zahl und die schlechte Ausrüstung des Heeres. Wie dann später Karl V. große Pläne für Deutschland hegte und die Protestanten Mitte der vierziger Jahre zermalmen wollte, waren es die Fugger, die das Geld zu diesem Kriege hergaben, und als den Kaiser sein Schicksal erreichte, und er vor Moritz von Sachsen, krank und elend, aus Tirol nach Kärnten flüchten mußte, da war es wiederum dasselbe Haus, das mit 400 000 Dukaten dem Kaiser zu Hilfe kam und ihm dadurch aus der bittersten Not half. Bei diesen Geschäften haben die Fugger viel verdient, hauptsächlich dadurch, daß sie für diese Anlehen überaus wichtige Handelsvorrechte erhielten, so das Monopol des Bergbaues.

Was an Gold und Silber, an Kupfer und Blei in den österreichischen Landen gefunden wurde, das beuteten sie aus. Schwaz und Hall in Tirol — an letzterem Orte errichteten sie

1484 die erste Münze —, Villach in Kärnten, Rauris und Gastein im Salzburgischen, Neusohl in Ungarn, die böhmischen reichen Bergwerke, sie gehörten sozusagen den Fuggern, und mit diesem ungeheuren Besitze an Edelmetallen konnten sie den ganzen Weltmarkt in Schach halten. Doch noblesse oblige, immer mehr wurden sie von den Habsburgern in Anspruch genommen, immer größere Summen mußten sie zusetzen, so daß sie sehr stattliche direkte Verluste aus ihrem Verkehre mit den Habsburgern herausrechnen konnten, man sagt acht Millionen. Besonders schlimm wurde es für sie, als Philipp II. von Spanien, der ihnen drei Millionen schuldete, 1557 seine Zahlungen einstellte. Damals drohte auch ihnen der Zusammenbruch, dem die Welser in Augsburg, die Hochstetter in Nürnberg, die Roth in Ulm endlich zum Opfer gefallen sind; aber die Fugger haben auch diese Krise überstanden; sie mußten nur für einige Zeit in ihren Geschäften sich einschränken.

Jakob war 1525 gestorben; das Erbe seines Namens übernahm sein Neffe Anton, der wohl etwas vorsichtiger und zurückhaltender als sein waghalsiger Oheim, doch sonst die Geschäfte nach dessen Traditionen fortführte. Es waren beides aber Männer, die durchaus nicht in ihrem Zifferntwerk erstickten, die wie Fürsten gelebt und Großes und Schönes gefördert haben, wie geborene Fürsten. Jakob ist es zu verdanken, daß die italienische Renaissancebaukunst Eingang nach Deutschland fand; in der Sankt Anna-Grabkapelle, die zur Ruhestätte der Familie bestimmt war, ließ er in diesem Stile herrliche Grabdenkmale errichten; ebenso ist die Ausschmückung der Badstuben in dem Fuggerschen Palaste berühmt. Er zeigte aber auch Fürsorge für arme Bürger in einem Ausmaße, das das Verständnis für soziale Forderungen in jener Zeit weit übertraf: er schaffte in einem eigenen, nicht unbeträchtlich großen Stadtteile in Augsburg kleine Wohnungen für Unbemittelte. Noch jetzt mag man durch die engen Gassen dieses Viertels wandern und die niederen blumengeschmückten Häuser sich betrachten; jene Stiftung ist zu altem Zwecke bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Das Quartier hat den Namen der „Fuggerei" erhalten; mit demselben Namen war bisher das protestantische Volk gewöhnt gewesen, die Geld- und, wie man meinte, Wuchergeschäfte des wenig beliebten katholischen Bankhauses zu bezeichnen. Nun hat dies Wort einen ganz anderen Klang

erhalten. Der Neffe stand in Dingen der Wohltätigkeit und Kunst dem Oheim nicht nach, wenn er auch etwas wortkarg und sparsamer mit Geld und Reden durch die Welt gegangen ist nach seinem Wahlspruche: „Schweigsamkeit stehet wohl an.“ Reiche Stiftungen und die Gründung einer bedeutenden Bibliothek verschafften ihm den Beinamen: „Hort der Armen und Gelehrten.“

Achtzehn Jahre nach jenem gefährlichen Zeitpunkte, an dem das Haus Fugger ins Schwanken geraten war, steht Herr Marcus an der Spitze des Hauses, einer der ersten großen Pferdekenner und Pferdezüchter des Jahrhunderts, der auch darüber ein dickes Buch geschrieben hat. Und dessen Reichtum beschreibt nun ein Ritter, der damals (1575) mit seinem Lehensherrn, Heinrich von Liegnitz, saufend, randalierend und pumpend die Welt durchzog, Hans von Schweinichen, in folgender köstlicher Weise: „Es lud Herr Marx Fugger J. F. G. (Ihre Fürstlichen Gnaden — den Herzog von Liegnitz) einst zu Gaste. Ein dergleichen Banket ist mir bald nicht vorkommen, daß auch der Römische Kaiser nicht besser tractiren mögen und war dabei überschwengliche Pracht. Es war in einem Saale das Mal zugericht, da war mehr von Gold als Farben gesehen worden. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf einem Eise gieng. Es war ein Credenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter vergoldten Credenzen (Schalen) besetzt und merklichen schönen Venedigschen Gläsern, welches wie man saget, weit über eine Tonne Goldes würdig sein sollte . . . Nun gab der Herr Fugger J. F. G. ein Willkommen, welches von dem schönsten Venedischen Glas ein Schiff war, künstlichen gemacht. Wie ich es nun vom Schänktisch nehme und über den Saal gehe, hatte ich neue Schuhe an und gleite, falle mitten im Saal auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals und weil ich ein neu roth dammasten Kleid anhatte, ward es mir gar zu Schaden. Das schöne Schiff aber gieng auch in viel Stücke. Ob nun wohl unter der Hand und männiglich ein groß Gelächter ward, so ward ich doch hernach bericht, daß der Herr Fugger gesagt, er wolle dasselbige Schiff mit 100 Gulden gelöset haben. Es war aber ohn mein Schuld, denn ich weder gessen noch getrunken hatte. Da ich aber hernach einen Rausch bekam, stund ich fester und fiel danach kein Mal, auch im Tanze nicht. Ich hielt

davor, daß Gott die Pracht nicht haben wollt mit mir; denn ich ein neu Kleid angezogen und deuchte mich, ich wär der Allerstattlichste gewesen. Es führeten J. F. G. der Herr Fugger spazieren im Haus herum, welches ein gewaltiges großes Haus ist, daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darin gehabt. Da hat der Herr Fugger J. F. G. in ein Türmlein geführet, darin hat er J. F. G. von Ketten, Kleinodien und Edelgesteinen auch von seltsamer Münz und Stücke Goldes, als Köpfe groß, einen Schatz gewiesen, daß er selber saget, es wär über eine Million Gulden wert. Hernach schloß er einen Kasten auf, der lag bis oben aus mit lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf 200 000 Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel geliehen. Drauf führt er J. F. G. auf dasselbige Türmlein, welches von der Spitze an bis in die Hälfte nunter mit lauter guten Thalern gedecket war. Saget, es wär ungefährlichen 27 000 Thaler anlangend. Damit bewies er J. F. G. große Ehr und beineben auch sein Macht und Vermögen. Man saget, daß der Herr Fugger so viel hätte, daß er ein Kaisertum bezahlen möchte. Verehret mir auf den Fall einen schönen Groschen, der ungefähr 9 Gran schwer war, wegen des Falls. J. F. G. versahen sich auch eines stattlichen Geschenkes, aber damals bekamen J. F. G. nichts, als einen guten Rausch. Es waren J. F. G. hernach etliche Mal zu Gaste allda, und waren allezeit wohl tractiret, wie ich denn ingleichen vom Herrn Fugger eingeladen ward ... Versaget (verlobet) die Zeit eben einem Grafen sein Tochter, und saget ihr mit zu geben, neben dem Schmuck, 200 000 Thaler in Jahr und Tag. Das mochte ein Brautschatz sein!

Wann denn in der Herbergen (in der der Herzog mit seinem Gefolge einquartiert war) täglichen viel aufgieng, daß auch J. F. G. über 1300 Thaler dem Wirt schuldig waren; ungeacht daß ich ihm allbereit 250 Thaler gegeben hatte, wollte er auch nunmehr endlichen Geld haben und war bei J. F. G. wenig vorhanden. Schickten J. F. G. mich zum Herrn Fugger und ließen ihn um 4000 Thaler zu leihen bitten. Er schlug aber Solches J. F. G. aus vielen erzälten Ursachen, sonderlichen aber wegen Leihung dem König von Spanien einer großen Summa gänzlichen ab und entschuldiget sich ganz höflichen. Des andern Tages aber schickte er seinen Hofmeister zu mir, ihn bei meinem Herrn anzusagen. Da ließ er J. F. G. 200 Kronen

und ein schönen Becher von 80 Thaler verehren, neben einem Roß mit einer schwarzen Sammetdecken bedecket, auch praesentiren, welches alles J. F. G. zu Freundschaft und großem Dank annahmen."*)

III.

Kaiser Rudolf II.

Es war eine offenbare Niederlage, die Kaiser Karl V. erlitten hatte, als er Frieden mit den Protestanten schließen mußte; das vertrug sein stolzer Sinn nicht, er überließ diese häßlichen Dinge seinem Bruder, dem römischen Könige Ferdinand, und zog sich in sein Lieblingsland Spanien zurück. Aber nicht mehr als Herrscher kam er wie so oft früher in die Wälder Estremaduras, auch die Regierung über Spanien und dessen Nebenlande legte er zugunsten seines einzigen legitimen Sohnes Philipp nieder; in der Stille des Klosters San Yuste, in beschaulicher Betrachtung, wollte er den Tod erwarten. Ganz freilich hat er dem weltlichen Tun nicht entsagt, er blieb mit seinem Sohne in Verbindung, aber das waren doch nur vorübergehende Augenblicke politischer Betätigung. Er war lebensmüde geworden, ein Mann, der viel erlebt und viel genossen hatte, dessen Lebenskraft frühzeitig aufgerieben worden war. Neunzehnjährig hatte er zur Krone Spaniens die deutsche Kaiserkrone erhalten und nahezu durch vierzig Jahre in Kriegen, in häufigen Reisen, die damals sehr mühsam gewesen sind, in diplomatischen Ränkespielen, in denen er Meister war, seine Tage verbracht. Dabei liebte er eine reichbesetzte Tafel; er liebte die Liebe, so sehr ihn auch der Tod seiner Gemahlin, der teuren Isabella, einer portugiesischen Prinzessin, getroffen hatte; er liebte die Kunst: wir wissen, daß Tizian ihm auch menschlich näher getreten ist. Es war ein reiches, bewegungsvolles Leben gewesen, aber trotz Mühe und Arbeit kein köstliches. Einsam war es doch geblieben, seine unnahbare stolze Natur hat sich nicht leicht an jemanden angeschlossen. Sein zarter Körper war bald von Krankheit ergriffen worden, die Gicht, eine Folge seiner Lebensweise, stellte sich ein, sie vermochte aber die Kraft des Geistes

*) Denkwürdigkeiten von Hans von Schweinichen. Herausg. von Hermann Oesterley. Breslau 1878, S. 77—79.

nicht zu lähmen. Viel hat er unternommen, wenig ist ihm geglückt; wohl konnte er Mailand zurückgewinnen, Neapel behaupten, aber Burgund blieb ihm entrissen; er konnte nicht Herr werden der deutschen Stände, das Mönchsgezänke nicht stillen; sein kühner Zug nach Tunis mißlang; er mußte sehen, wie sein Bruder mit den Türken demütig unterhandelte, und den Sohn konnte er nicht, wie sein Herzenswunsch gewesen, nach Deutschland als König bringen. So dankte er ab und hat sein stolzes Leben 1558 still beendet: wohl der größte Politiker, der seit Rudolf von Habsburg auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen hat. In Spanien folgte ihm sein Sohn Philipp, im Reiche und in den österreichischen Landen sein Bruder Ferdinand; damit zerfiel das Haus Habsburg in zwei Stämme, die aber stets in innigster Beziehung miteinander geblieben sind; die spanische Politik hat in den nächsten 200 Jahren die der deutschen Habsburger immer stark beeinflußt; stets kehrte der Gedanke wieder, die Besitztümer dieser beiden Linien aufs neue zu vereinen. Zu diesem Zwecke finden auch unausgesetzt Zwischenheiraten statt; wir zählen in den folgenden hundert Jahren fünf Fälle, in denen nächste Verwandte, Vetter und Base, Onkel und Nichte, einander heiraten; diese verwandtschaftlichen Ehen haben dann sehr übel eingewirkt auf den spanischen Zweig des Hauses, er ist rasch degeneriert.

Ferdinand I. ist ein kluger Monarch gewesen; obwohl überzeugter Katholik hat er doch den Protestanten nachgegeben, wo er es für nötig hielt; er hat nie über die Grenzen des Möglichen gegriffen. Frühzeitig trat ihm sein Bruder die Regierung über die österreichischen Lande ab; in überraschender Weise brachte ihm das Geschick Vergrößerungen derselben. Zuerst kam Württemberg, dessen Herzog die Stände weggejagt hatten, in österreichische Verwaltung; obwohl es bei weitem die Größe des heutigen Landes nicht erreichte, war das doch ein wertvoller Besitz, der sich den österreichischen Vorlanden Schwaben und Elsaß prächtig anfügte. Durch das Eingreifen der Protestanten, die die schöne Landschaft nicht bei den katholischen Habsburgern lassen wollten, ist Württemberg 1534 wieder verloren gegangen. Für dieses deutsche Land kam nicht-deutsches in unlösbare Verbindung mit Österreich: Böhmen und Ungarn. Während Ferdinand in ersterem, zu dem ja damals noch ganz Schlesien, die Ober- und Niederlausitz und Mähren gehörten, sich ohne

große Mühe behaupten konnte, war der Kampf um das zweite Königreich, um Ungarn, desto erbitterter und wechselvoller. Nur ein kleines Gebiet erkannte das habsburgische Regiment an; immer mußte aufs neue um das andere gekämpft werden, das zum Teil der Halbmond unterwarf, zum Teil unter nationalen Fürsten sich unabhängig machen wollte. Schon dieser letztere Umstand allein öffnete den Türken Tür und Tor. Und auch das Fürstentum Siebenbürgen hat stets um seine Unabhängigkeit gekämpft. Das war ein Pfahl im Fleische Österreichs, der eine tiefblutende Wunde hinterließ, die eigentlich nie ganz verharscht ist. Es war kein Glück für Österreich, daß es diese ungarische Erbschaft machte, kostbares Blut und unzähliges Gold hat sie gekostet; oft und oft haben die Habsburger wichtigere Interessen im Reich versäumt, Stück um Stück verloren sie ihr Besitztum im Westen, weil sie dieses Land im Osten erobern und behaupten wollten. Es ist ihnen schließlich gelungen, aber um welchen Preis! Um den Preis immer weiter abgedrängt zu werden von deutschem Boden; dieser Zug nach dem Osten, nach Unkultur, nach Nichtdeutschem, ist verhängnisvoll geworden für die Geschichte Österreichs.

Ferdinand hat zeit seiner Regierung dort zu kämpfen gehabt, mehr wie einmal mußte er um schimpflichen Frieden mit den Türken bitten, ja ihnen Tribut zahlen. Soweit als möglich hat er dabei die Hilfsquellen der deutschen Erbländer organisiert und namentlich durch Einrichtung einer besseren Verwaltung für dieselben gesorgt. Schon 1564 starb er.

Er hinterließ drei Söhne: Maximilian, Ferdinand, Karl. Sie teilten sich ins Erbe. Maximilian wurde römischer Kaiser und behielt Nieder- und Oberösterreich mit Böhmen und Ungarn; der zweite Bruder, der lange in Prag als Statthalter geweilt und der schönen Philippine Welser die Hand zum Ehebund gereicht hatte, bekam Tirol und Vorderösterreich, während der jüngste Herr über Innerösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Görz wurde. Eine Teilung, die, wenn sie auch den ältesten Fürsten, besonders nach außen hin, im Besitze der vollen Reichsgewalt ließ, doch die Kraft des Staates lähmte.

Maximilian ist eine interessante Erscheinung unter den Habsburgern; lange Zeit hat man, je nach der Parteistellung, gehofft oder gefürchtet, daß er protestantisch werden könnte. An ihm zeigt sich, wie sehr der Zug der Zeit der neuen Lehre

günstig war; obwohl von katholischen Eltern, an einem katholischen Hofe erzogen, ist er doch frühzeitig Einflüssen anheimgefallen, die ganz antikatholisch waren. Besonders durch seinen Hofprediger Dr. Pfauser. Er schließt Freundschaft mit protestantischen Fürsten, und der Augenblick scheint gekommen, wo er zur neuen Lehre übertreten würde. Alle Bitten und Drohungen des Vaters bleiben vergeblich. Da erfuhr er im entscheidenden Augenblicke nicht die Hilfe und Unterstützung der protestantischen Fürsten, auf die er hätte rechnen können. Die großen Fragen der Zeit haben kleine Männer gefunden, die sich von Eigennutz und theologischem Kleinkram leiten ließen. Wir wissen, wie schon zu Lebzeiten Luthers der Kampf ausgebrochen war zwischen seinen eigenen Anhängern und den Calvinisten. Noch ärger wurde es nach seinem Tode. Die Autorität des Mannes mochte da manchen Widerspruch erdrückt haben, der sich nun ans Tageslicht wagte. Immer tiefer schnitt dieser Gegensatz in das politische Leben Deutschlands ein, in zwei Parteien stehen sich die Protestanten gegenüber, die sich gegenseitig mehr hassen, als sie die Juden und Heiden hassen. Die pfälzische Partei ist calvinistisch und habsburgfeindlich, während die Sachsen zu Luther und mehr zum Kaiser halten. Maximilian hätte sich nur auf die pfälzische Partei stützen können, wenn er in offenen Gegensatz zu seinem Vater getreten wäre; er hätte natürlich alle Katholiken im Reiche zu Gegnern gehabt, seine Wahl zum König und Kaiser wäre kaum möglich gewesen. So weit wollte er doch seine Lebensstellung seiner Überzeugung nicht aufopfern, darum hat er den schweren Schritt getan, den Papst wegen seiner bisherigen Haltung um Verzeihung zu bitten. Man kam ihm mit offenen Armen entgegen; ein Eindringen des Protestantismus in das Haus Habsburg barg eine Gefahr in sich, die um jeden Preis vermieden werden mußte; so wurde ihm der Empfang des Altarsakraments unter beiden Gestalten, Brot und Wein, gestattet und er durfte ungescheut erklären, er wolle nicht Katholik und nicht Protestant, sondern ein frommer ehrlicher Christ bleiben. Nach diesem Spruch hat er gelebt und ist er gestorben, denn noch auf dem Totenbette hat er sich geweigert, die Sterbesakramente zu empfangen. Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann nichts getan haben wird, um den religiösen Kampf zu vermehren, er ließ die Dinge gehen wie sie wollten, und als

das Evangelium immer weiter eingriff in die österreichischen Lande, als in Nieder- und Oberösterreich, Böhmen und Ungarn, Adel und Städte immer mehr abfielen vom alten Glauben, da hat er dem nicht Einhalt getan, sondern um seine protestantischen Stände bei guter Laune wegen des Türkenkrieges zu halten, ihnen freie Ausübung ihres Bekenntnisses bewilligt.

Er ist mit seiner Base Maria vermählt gewesen, der Tochter Kaiser Karls V., und der Einfluß der streng katholischen Frau, dem er gleichfalls nicht wehrte, sowie die Aussicht auf Erwerbung der spanischen Krone, die plötzlich in große Nähe trat, mögen ihn dazu bewogen haben, seine Söhne nicht denselben religiösen Gefahren auszusetzen, denen er ausgesetzt gewesen ist, und sie im glaubensstarken Spanien erziehen zu lassen. Dem Könige von Spanien wuchs nur ein Leibeserbe heran, Don Carlos, der aber frühzeitig solche Anzeichen von Kretinismus gab, daß seine Erbfolgefähigkeit von vornherein in Frage kam. Ganz eigenartig haben sich in dem jungen Karl die physischen Defekte und Gelüste des Großvaters, Karls V., wieder gezeigt, in maßlosem Hunger nach schweren Speisen, in unordentlichen Liebesgewohnheiten; doch nichts hatte er von der geistigen Größe des Ahns geerbt. Er starb dann wirklich 1568 und zehn Jahre lang waren die deutschen Habsburger dem spanischen Erbe am nächsten, bis 1578 Philipp II. doch noch einen lebensfähigen Sohn gleichen Namens erhielt, der den Stamm fortsetzen konnte. In die Zwischenzeit fällt die Erziehung des jungen Erzherzogs Rudolf in Spanien.

Er war mit seinem jüngeren Bruder Ernst im Winter 1563 dorthin geschickt worden; im Mai 1564 kamen sie an ihrem Bestimmungsorte Aranjuez an. Den Hofmeister, dem ihre Erziehung übertragen wurde, hatten sie sich selbst mitgebracht, es war Doktor Johann Tonner von Trübach. Als Grundlage des Wissens eines Prinzen wurde damals die lateinische Sprache betrachtet; nicht mit den Anfängen der Volksschule begann man, sondern mit der lateinischen Stilistik. Die klassischen Autoren waren das Mädchen für alles. Sollte Kriegsgeschichte gelehrt werden, so nahm man Cäsar und Vegetius zur Hand; galt es, den Prinzen in die Rechtswissenschaft einzuführen, so konnte dies nur mittels des Corpus juris geschehen; in die Staatsverwaltung weihte Aristoteles ein; sollte der

künftige Herrscher für Ansprachen — im Reichstage, zu Gesandtschaften — vorbereitet werden, so lernte er diese Redekunst aus Sallust. Auch die Prinzessinnen entgingen damals dem Schicksale nicht, in frühester Jugend mit der lateinischen Sprache geplagt zu werden. Viel weniger wichtig erschien die Muttersprache, erst später lernten die Prinzen, sich in derselben halbwegs ausdrücken. Daß die Fürstensöhne an dieser klassischen Dressur keinen Gefallen finden konnten und gegen lateinische Grammatiken eine gewisse Antipathie ins Leben herübernahmen, das ist vielleicht begreiflich. Als in späteren Jahren ein Schulrektor dem Erzherzog Ernst eine lateinische Grammatik widmete, erhielt er dafür eine Gratifikation von einem Taler!

Wir besitzen die Aufgabenhefte der beiden Erzherzoge[1]); sie gewähren einen Einblick in die Art, wie diese herangedrillt worden sind; Erziehung kann man das nicht nennen. Tonner beginnt den Unterricht mit Terenz, dann kommt Cicero an die Reihe; schwer geht es mit dem Lateinisch-Reden. Die Prinzen müssen oft nach Hause schreiben; sie tun es in vorgeschriebenem Tone. Rudolf schreibt einmal an den Vater: „Du hast erfahren, daß ich aus eigenem Antriebe meine Pflicht nicht tue, ja mich nicht einmal dann brav aufführe, wenn man mich wohlwollend zurechtweist. Ich muß bekennen, daß ich ein Mensch bin, der wenig wert ist.“ Man wird diesem Selbstbekenntnis eines etwa vierzehnjährigen Burschen, Rudolf war 1552 geboren, ebensowenig wahre Empfindung zubilligen dürfen, als man dem jüngeren, Ernst, Glauben schenken darf, wenn er allerhöchst eigenhändig versichert, daß ihm die Lesung Ciceros „de officiis“ vieles Vergnügen bereite. Auf die genannten Autoren folgen dann Sallust, Cäsar, Livius, Horaz; letzterer wird ins Spanische übersetzt, griechische Autoren, wie Aristoteles, ins Lateinische. Eigenartig mutet uns ein Aufsatz Erzherzog Rudolfs an über die Laster des Heliogabal, der eine liebevolle Vertiefung in dieses heikle Thema zeigt. Ihre Zeit ist freilich nicht ganz mit Studien ausgefüllt; zur besonderen Belehrung dürfen sie einmal einem Autodafé, einer Ketzerverbrennung, beiwohnen, die von 7 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags währt. Sie soll auf Erzherzog Rudolf einen starken Eindruck gemacht haben; man wird nicht fehlgehen, wenn man seine

1) in der Wiener k. k. Hofbibliothek aufbewahrt.

spätere Scheu vor energischen Maßregeln in Glaubenssachen mit den Eindrücken in Verbindung bringt, die seine jugendliche Seele damals in Spanien empfangen hat.

Ihre Tante, Schwester König Philipps II., Donna Juana, die sich besonders um ihre Erziehung annahm, hat auch gesorgt, daß die Prinzen in allen höfischen Künsten erzogen wurden, sie mußten tanzen, fechten, reiten; sie trieben Jagd, Musik, auch in die Kunst des Flirtens scheinen sie eingeführt worden zu sein: Rudolf berichtet, er habe sich diejenige Hofdame ausgesucht, die am wenigsten geschminkt gewesen sei. Als wirkliche Ausbeute dieser sonderbaren Erziehung nahm der junge Erzherzog bedeutende Sprachkenntnisse ins Leben mit; neben Latein und Deutsch beherrschte er die spanische und italienische Sprache völlig, er hat sich auch etwas Tschechisch angeeignet. Sonst ist er ganz in die spanische Sitte des Hofes eingeschnürt worden, die von Philipp II. großgezogen worden ist und von den deutschen Habsburgern gern nachgeahmt wurde. Steife Würde mußte die Vertraulichkeit verscheuchen, jede Stunde des Tages hatte ihre Vorschrift, jeder Aktus sein Zeremoniell; eine künstliche Welt wird geschaffen, streng abgegrenzt von der wirklichen, in die die Fürsten nur selten hineinblickten und die sie darum nicht verstanden. Besonders Rudolf scheint ein sehr empfängliches Gemüt dafür gehabt zu haben, einen weichen Charakter, der in gewollter Einsamkeit sich zu Sonderbarkeiten verhärtet hat; als ein lustiger, lebensfroher Bursche war er nach Spanien gezogen, ernst, zurückhaltend, scheu kehrte er von dort zurück.

Frühzeitig riß der Tod seinen Vater aus dem Leben, nach zwölfjähriger Regierung starb er 1576; er nahm den Ruf eines liebenswürdigen Menschen, eines guten Hausvaters, eines wohlmeinenden Regenten mit ins Grab. Rudolf, der 1571 aus Spanien heimgekehrt war, in den nächsten Jahren die Kronen von Böhmen und Ungarn, auch die römische Königskrone aufgesetzt erhalten hatte, folgte als Kaiser nach. Damit beginnt ein trauriges, verfehltes Kaiserleben, dem aber die Größe gemangelt hat, die Karl V., der Großonkel, immer besessen hatte. Mit besten Absichten, mit Verstand, mit Einsicht paarte sich eine seltene Entschlußlosigkeit, die nur manchmal in das gerade Gegenteil umschlug, in jähe hitzige despotische Herrscherlaune. Es ist ein unausgeglichenes, launisches Temperament gewesen, das Rudolf ratlos hin- und hertrieb; er hatte nicht das

Glück, Menschen zu finden, die groß und stark ihn geleitet hätten. Vor der mittelmäßigen Redlichkeit zog er sich zurück, um dann ein Spielball der niedrigen Instinkte untergeordneter Leute zu werden. Er konnte sich nicht entschließen, zu heiraten; viele Jahre hat er um seine spanische Cousine werben lassen, ohne zum endgültigen Abschlusse kommen zu können, bis der Prinzessin endlich die Geduld riß und sie einen jüngeren Bruder des Kaisers, Albrecht, ehelichte. Sein Mißtrauen, das ureigentlich den Grundzug seines Charakters ausmachte, Mißtrauen gegen sich selbst und gegen andere, erfüllte ihn besonders gegen seine zahlreichen Verwandten, seine Brüder, Vettern, Neffen. Um ihnen zu entrinnen, hat er frühzeitig, 1582, seine Residenz von Wien nach Prag verlegt und hier auf dem herrlichen Hradschin, der stolz die Prager Städte mit ihren Kirchen und dem Moldaustrom überthront, hielt er nun einen Hof, an dem zuerst die Musen zu Hause waren und Glanz und Ruhm verbreiteten. Man wird das Kunstverständnis und die Kunsttätigkeit Kaiser Rudolfs nicht hoch genug anschlagen können. In vielseitigster Weise äußerten sie sich. Rudolf schnitzte und malte selbst, doch das ist jedenfalls das Nebensächliche gewesen, die Hauptsache war, daß er Künstler an seinen Hof zog und sie beschäftigte, daß er sammelte. Von Malern sind zu erwähnen: Bartolomäus Spranger und Georg Hufnagel aus Antwerpen, Hans von Aachen, Johann Breughel; dann der Kupferstecher Aegydius Sadeler aus Antwerpen, der Bildhauer Adrian de Vries; Modelleure, Gemmenschneider, Edelsteinschleifer trifft man dort an, ebenso Erzgießer, Brokatisten, die Glasindustrie wird unterstützt. Neben köstlichen Gemälden von Leonardo da Vinci, Tizian, Correggio, Dürer finden wir herrlich geschnittene Steine, Tischplatten aus Jaspis, Waffen, Globen. Die Musik liebte er über alles, hielt sich eine große Hauskapelle, in der Männer wie Monte, Regnard, Haßler, Pinelli wirkten. Der berühmte silberne Bibelkodex des Ulfilas, der jetzt, ein Raub der Schweden im Dreißigjährigen Kriege, in Upsala zu finden ist, kam nach Prag. Für die Wissenschaft hatte er Sinn, allerdings mehr in ihren damals beliebten Spielarten, die geheime Kräfte mit unmöglichen Leistungen ins Dasein rufen wollten: Alchimie und Astrologie, dabei kamen aber auch die exakten Wissenschaften Mathematik, Chemie, Astronomie nicht zu kurz; Tycho de Brahe, Jessenius, Boëtius kamen zum Wort, Kepler stand lange in Rudolfs

Diensten und verfaßte die berühmten Tabulae Rudolphinae. Am liebsten befaßte sich aber der Kaiser mit geheimnisvollen Dingen, der Spiritist Hieronymus Scoto, der Goldmacher Sendivog fanden reichen Lohn bei ihm. In seinen Gärten zog er kostbare ausländische Pflanzen, hielt er exotische Vögel; in den Stallungen standen auserlesene Pferde. Weniger Sinn hatte er für die Baukunst, obwohl er auch da nicht untätig geblieben ist und beispielsweise im Prager Dome seinen Vorfahren ein schönes Grabdenkmal errichten ließ. In den ersten Jahren seiner Regierung liebte er glänzende Feste, Jagden, das hörte allmählich ganz auf. Im Jahre 1581 verfiel er in eine schwere Magenkrankheit, von der er sich nie mehr ganz erholt hat, eine Gemütsdepression machte sich seitdem bemerkbar, die erblich gewesen zu sein scheint und immer mehr in Melancholie überging. Man gedenkt der spanischen Prinzessin Johanna, die durch ihre Ehe mit Philipp dem Schönen die spanische Krone an die Habsburger gebracht hat und die Mutter der Kaiser Karl V. und Ferdinand I. geworden ist. Auch sie verfiel nach dem Tode ihres Gatten in Trübsinn, in dem sie ein langes trauriges Leben dahingebracht hat; und mehr wie ein Tropfen dieses schweren Blutes scheint in Rudolfs Adern geronnen zu sein. Immer mehr zieht er sich von der Außenwelt zurück, beschäftigt sich mit toten Dingen und mit Tieren, nicht mehr mit Menschen. Er baut sich ein Laboratorium, eine Sternwarte, in denen er viele Stunden des Tages verbringt; 1598 überfällt ihn neuerliche schwere Krankheit, aus der er noch trüber und menschenscheuer genest. Er will nichts mehr wissen von seinen Räten, seinen Ministern; wochenlang müssen sie auf einen Bescheid harren, allmächtig werden seine Sekretäre, Kammerdiener, seine Lakaien. Männer wie Rumpf, Lang, Ratsky, Barvitius. Auf Würde und Grandezza, wie er sie in Spanien gelernt, hat er zeitlebens gehalten, nur war es jetzt ein sehr kleiner Hof, der darauf achten mußte. Einsam irrt der Kaiser Tag und Nacht durch die Gänge des Schlosses, argwöhnisch und mißtrauisch; sein heißes Blut hat sich in zahllosen Liebesabenteuern ausgetobt; sein blondes Haar ergraut frühzeitig, seine hellblauen Augen werden matt und trübe, die kleine Gestalt schrumpft zusammen. Nur manchmal braust die ganze Majestät, das ganze leidenschaftliche Temperament des kranken Mannes auf, wenn er sich hinter-

gangen, wenn er sich beleidigt wähnt. Zwei Todesurteile, die Justizmorde zu nennen sind, fallen in die letzten Regierungsjahre, an Georg Popel Lobkowitz und dem Marschall Rußwurm; letzterer muß mit dem Tode büßen, „weil er des Kaisers Frauenzimmer visitiert und allerhand Ungebühr daselbst begangen habe". Von allem wollte Rudolf wissen, aber nur durch die unreinen Kanäle des Vorzimmertratsches erfuhr er davon; zu nichts konnte er sich entschließen; daß er schließlich auf seine böhmische Krone verzichten mußte, erfüllte ihn mit solchem Ingrimm, daß er mit den Zähnen die Feder zerriß, mit der er die Abdankungsurkunde unterschrieben hatte.

Das Leben wurde ihm immer unerträglicher, er suchte ihm ein Ende zu machen, seine Unruhe durch Trinken zu betäuben, er wird immer unzurechnungsfähiger, Ausbrüche sinnloser Wut machten den Verkehr mit ihm unmöglich; es wurde undenkbar, daß ein solcher Kranker auch nur nominell weiter regieren durfte; seine Verwandten hatten seine Rechte schon genug beschnitten, nun rüsteten sich auch noch die Kurfürsten ihn abzusetzen; da erlöste der milde Tod, Anfang 1612, den Sechzigjährigen von seinen Qualen und endete ein tragisches Schicksal.

Fragen wir noch, wie war die Zeit beschaffen, in der dieser arme Kaiser regieren mußte? Es war die unruhigste und trübste, die man ersinnen kann, die Vorbereitung zu dem fürchterlichen Kampfe, den man den Dreißigjährigen Krieg nennt. In Augsburg war es 1555 zu einem Ausgleiche gekommen, der den Keim schwerer Verwirrungen in sich barg. So war hier der Grundsatz aufgestellt worden, daß jeder Fürst über die Religion seiner Untertanen selbstherrlich entscheiden konnte; ein Katholischer sollte nur über Katholiken regieren, der Protestant nur über Protestanten. Der Untertan, der sich weigerte seine Religion zu wechseln, mußte das Land verlassen, sein Hab und Gut wurde zwangsweise verkauft, was dem Ruin des Betreffenden gleichkam. Von diesem drakonischen Satze „Cuius Regio illius Religio", wurden zwei Ausnahmen gemacht. Ein katholischer, geistlicher Fürst, der Protestant wurde, verlor damit seine Würde und seinen Besitz; dagegen sollten im Territorium der geistlichen Fürsten auch Protestanten leben dürfen. Diese zwei letzten Bestimmungen bedeuteten ein Kompromiß zwischen den streitenden Parteien, das aber nicht von ihnen selbst geschlossen, sondern das durch königliche Autorität diktiert worden war, niemanden

befriedigte und von niemandem anerkannt wurde. Nach wie vor traten katholische geistliche Fürsten zum neuen Glauben über, blieben als Administratoren im Besitz ihrer Länder und forderten als ihr Recht auch auf den Reichstagen wie bisher erscheinen und stimmen zu dürfen. Eine Folge jenes Friedens war nur, daß in barbarischer Weise gegen andersgläubige Untertanen verfahren wurde. In Wirklichkeit war der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus noch lange nicht zu Ende. Immer wieder war bei den einzelnen Vergleichen der Protestantismus auf das bereits eroberte Gebiet beschränkt, war ihm weitere Eroberung verboten worden und immer wieder hat er dieses Gebot durchbrochen. Er schien seinen Siegeslauf über ganz Deutschland weiter fortsetzen zu wollen: da trat ihm von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an plötzlich ein Gegner gefährlichster Art entgegen im Jesuitenorden.

Als der spanische Ritter Don Iñigo Recalde y Loyola in Fieberphantasien schwerverwundet auf seinem Schmerzenslager stöhnte und ihm in seinen ekstatischen Träumen, die er dann im wachen Zustande weiterspann, der Plan ward, eine Armee von Gottesstreitern nur zum ausschließlichen Dienste des Papsttums zu schaffen, eine Gesellschaft, die keinen anderen Zweck haben sollte als die Macht des Papsttums, mit ihm den Glanz der katholischen Kirche über die ganze Welt zu verbreiten, da konnte er noch recht wenig wissen von dem Auftreten des deutschen Mönches in Wittenberg; mittelalterliche Ideen, der Drang das Christentum auch den Heiden vermitteln zu können, mochten vielleicht einen letzten Impuls erhalten haben durch die Nachricht von den unerhörten Angriffen Luthers auf den Papst in Rom. Mit eiserner Energie führte Loyola seinen Plan aus; überwand zuerst die Schwierigkeit, die sich in seiner Ungelehrtheit dem Unternehmen bot, studierte, kasteite sich, bereitete sich zu Großem vor; in Paris auf der Universität fand er dann gleichgesinnte Genossen von Familie und Bildung, die ihm den notwendigen gesellschaftlichen Rückhalt boten, und er mit diesen Genossen gründeten nun die Gesellschaft Jesu, die zuerst von den Päpsten etwas zweifelhaft angesehen, 1540 aber bestätigt, und bald das kräftigste Werkzeug in den Händen der Päpste wurde. Ihr Ziel war ein zwiefaches: die Heiden außerhalb Europas zu bekehren — ihr Heiliger wurde Franz Xaver — und die Ketzer in Europa zu überwinden. Zu diesem Zwecke

knüpften sie an Gedanken an, die kein anderer als Martin Luther gewiesen hatte. Um religiösen Einfluß auf die Menschen zu gewinnen, mußte man mit ihnen in ihrer Muttersprache sprechen, mußte aus vornehmer Absonderung heraus mitten unter sie treten, mit ihnen reden, disputieren, sie gewinnen, überzeugen. Die ersten Jesuiten, die in Italien öffentlich auftraten, stellten sich an den Straßenecken auf, um zu den erstaunten Zuhörern zu reden von den Herrlichkeiten des Jenseits und von den Unvollkommenheiten des Diesseits. Denn das empfanden die Jesuiten bald, daß der Katholizismus selbst sich reinigen und heiligen müsse, wenn er weiter die Welt beherrschen wolle; so nahmen sie die Reform an Haupt und Gliedern, die Reform des ganzen sittlichen Lebens in ihr Programm auf; unermüdlich sprachen sie von der Kanzel und im Beichtstuhl zu den Gläubigen; mit ihnen stieg auch die katholische Theologie auf Markt und Straße herab aus unerreichten lichten Höhen, um die Durstenden auf den rechten Weg zu führen. Und wie Luther die frommen Lehren der Gemeinde leicht faßlich dargelegt, tat dasselbe der Niederländer Peter Canisius seinerseits in seinem Katechismus, der in vielen tausend Exemplaren Deutschland überflutete und für das katholische Volk ein köstlich Gut wurde. Es waren sittlich tadellose, tief gelehrte Männer, die es verstanden volkstümlich zu werden, die nun in Deutschland den Kampf mit dem Protestantismus aufnahmen und bereits vorhandene Ansätze zu stärkerem Widerstand machtvoll weiter bildeten. Ihr Hauptaugenmerk richteten sie auf die Schulen; diese, die so weit gesunken, daß etwa an der Wiener Universität im Jahre 1532 nur 12 Hörer vorhanden waren, wurden mit Fleiß und Kenntnissen wieder belebt, neue Hochschulen gegründet, wie in Prag, Ingolstadt, Köln, in Rom das Collegium Germanicum geschaffen.

Was so lange von den Päpsten gescheut worden war, konnte endlich gelingen; in der ereignisvollen Tagung des großen Konzils von Trient, 1562/63, wurde auch das dogmatische Lehrgebäude der römischen Kirche neu gefestigt, in dem tridentinischen Glaubensbekenntnis ein Kampfruf für den alten Glauben gewonnen. Und was unmöglich geschienen, geschah, dem Vordringen des Protestantismus wurde Einhalt getan, es begannen die Katholiken ihrerseits sich zu rühren; Köln, das verloren zu gehen drohte, wurde behauptet, Männer, wie der Abt von Fulda,

der Bischof von Würzburg traten energisch auf, Klöster, die verloren gegangen waren, wurden zurückerobert. Als dann zwei Fürsten, die bei den Jesuiten in Ingolstadt erzogen worden waren, in den Besitz der Macht kamen, die beiden Vettern Maximilian von Bayern und Ferdinand von Steiermark (der Sohn des erwähnten Erzherzogs Karl), und als diese mit unerschütterlicher Energie die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, die bisher fast immer nur gegen die Katholiken angewandt worden waren, gegen die Protestanten durchführten, da wurde sich die Welt bewußt, daß der protestantischen Reformation eine große Bewegung sich entgegenstelle. Man hat sie kurzweg „Gegenreformation" genannt.

Dieser Widerstand, den die Protestanten plötzlich fanden, wurde von ihnen geradezu als ein Frevel, eine Vermessenheit empfunden und diente nicht dazu, um die Schärfe der Gegensätze zu mildern. Es ist da auch zu berücksichtigen, daß die frühere gewaltsame Glaubensänderung bei den Katholiken verhältnismäßig leicht vor sich gegangen war, da diese damals wenig Rückgrat besaßen, daß dagegen die Rekatholisierung nur unter der größten Härte durchgeführt werden konnte, so tief hatte die neue Lehre in den Herzen ihrer Bekenner bereits Wurzel gefaßt. Immer drohender wird die Haltung der Parteien, immer mehr gewinnt die Überzeugung Raum, daß dieser religiöse Kampf nicht in einem faulen Frieden, sondern nur durch Blut und Eisen würde entschieden werden können. Das Ausland mischt sich ein, Spanien zugunsten der Katholiken, Frankreich, das damit seine habsburgfeindliche Politik wieder aufnimmt, zugunsten der anderen. Die Parteien im Reiche bilden gewaffnete Kriegsbünde, die Liga und die Union; 1608 erregt der Angriff Maximilians von Bayern auf die protestantische Reichsstadt Donauwörth einen ungeheuren Sturm im Reiche, denn nicht nur, daß der Herzog sie katholisch machen will, er will die Reichsstadt auch zur bayrischen Landstadt beugen. 1609 wird das reiche Herzogtum Kleve-Mark-Jülich-Berg herrenlos, das protestantische Brandenburg und Pfalz-Neuburg, das 1614 katholisch ward, beginnen einen Erbstreit um die kostbare Beute; Heinrich IV. von Frankreich rüstet sich in diese Kämpfe einzugreifen, da fährt der mörderische Dolch Ravaillacs dazwischen und über der Leiche des französischen Königs werden nochmals die zum Streite gezückten Schwerter friedlich gesenkt.

In diese Zeit fiel die Regierung Rudolfs II. Zuerst hat er an den Streitigkeiten im Reiche Anteil genommen — obwohl gut katholisch, doch in mäßigendem, versöhnendem Sinne. Sein Verstand mußte ihm sagen, daß man mit Gewalt niemanden bekehren könne und so hat er sich stets auf Verordnungen, Gesetze beschränkt, ist nie zur Gewalt geschritten — hat freilich damit recht wenig ausgerichtet. So mußte er zusehen, wie auf den Reichstagen die Stimmung immer gereizter wurde, wie die Anhänger Luthers und Calvins gegen die Gerichtsbarkeit im Reiche, die noch in katholischen Händen lag, den Kampf führten, wie sie für das Recht der Verbindung einzelner Fürsten mit dem Auslande eintraten, damit aus Vasallen selbständige Herren machen wollten, wie sie für die Aufnahme der Administratoren geistlicher Stifter stimmten, wie sie die Verbindlichkeit der Mehrheitsbeschlüsse auf den Reichstagen bestritten. Denn die Gerichtsbarkeit im Reiche wollte versuchen, die abgefallenen Katholiken durch fiskalische Maßregeln zu drangsalieren und leicht war es immerhin noch, Mehrheitsbeschlüsse auf den Reichstagen für die Katholiken herzustellen; die zum größten Teile protestantische Kurie der Städte hatte noch kein volles Stimmrecht neben den Kurfürsten und Fürsten erreicht. Dem allen mußte Rudolf tatenlos zusehen, er mußte zusehen wie die Macht Spaniens ungeheuer geschwächt wurde durch den Abfall der protestantischen Niederlande, wie die politische Macht Frankreichs und Englands täglich emporwuchs. Immer mehr zog er sich in die österreichischen Grenzen zurück und verbrachte seine Tage im Zanke mit den Verwandten, im Kriege mit den Türken, im Kampfe mit den Ständen seiner Länder. Während es ihm gelang, das Evangelium in den Städten etwas zurückzudrängen, mußte er dem Adel immer mehr Rechte einräumen, denn von diesem hing in den ständischen Versammlungen die Geldbewilligung ab und Rudolf brauchte für seine Kriege, für seine Sammlungen, seine Liebhabereien viel Geld. Immer enger schlossen sich seine Verwandten (Verträge von Schottwien, Linz) gegen ihn zusammen, besonders als er in einem Anfall von Sinnlosigkeit den mühsam mit den Türken 1606 geschlossenen Frieden wieder brechen wollte. Im Kampfe gegen die Brüder und Vettern hat er seinen böhmischen Ständen im Juli 1609 den Majestätsbrief eingeräumt, der den Protestanten große Vorrechte schenkte, das des Kirchenbaues auf den königlichen Gütern, paritätische

Gerichtshöfe, Defensoren zur Verteidigung ihres Glaubens, ihnen die Prager Universität ganz übergab.

Damit erkaufte er ihre Unterstützung im Bürgerkriege gegen seinen Bruder, Erzherzog Mathias; aber bald mußten die Böhmen merken, daß mit dem unseligen Kaiser ein vernünftiges Bündnis nicht möglich sei; wir wissen bereits, wie Flecken um Flecken aus dem Kaisermantel Rudolfs herausgerissen wurde und er ganz gedemütigt werden sollte. Im Augenblicke, da Rudolf die Augen schloß, standen die Parteien Gewehr bei Fuß, auf das Signal zum Kampfe wartend. Wer würde den Funken ins Pulverfaß werfen? —

IV.

Wallenstein.

Auf Rudolf II. folgt sein ältester Bruder Mathias; ein Mann, den wir als Wiener bezeichnen dürfen, mit leichterer Lebensauffassung, etwas kosmopolitisch angehaucht, der mehr auf fröhliches Genießen des Daseins hinzielte, ohne sich über den Ernst des Lebens besondere Skrupel zu machen. Er hatte spät erst seine Cousine Anna geheiratet, war mit ihr in glücklicher Ehe verbunden und hatte nun Sorge, daß noch während seiner Regierung der Sturm in Deutschland losbrechen könnte. Er hat durch sein konziliantes Wesen viel dazu beigetragen, daß das nicht geschehen ist; während Rudolf keinem Reichstage mehr beigewohnt hat, erschien Mathias 1613 auf dem Regensburger, konnte aber freilich nicht verhindern, daß derselbe in Unfrieden sich auflöste, da keine Partei nachgeben, keine von der anderen sich meistern lassen wollte. Des Kaisers Vertrauensmann war der Bischof von Wiener Neustadt, Melchior Khlesl, ein kluger Diplomat, der der sanfteren Tonart seines Herrn und Kaisers auch in religiösen Dingen gern entgegenkam, dadurch aber gerade mit den habsburgischen Verwandten sich verfeindete. Es war ein böser Augenblick im Leben Kaiser Mathias', als er erfahren mußte, daß seine Neffen eigenmächtig Bischof Khlesl hätten festnehmen und in Gewahrsam setzen lassen; es ist charakteristisch für die Ohnmacht des Kaisers, daß er diesen Gewaltstreich sich gefallen ließ. Mathias war kinderlos, ebenso waren es seine zahlreichen Brüder geblieben; die Nachfolge in den österreichischen Ländern und damit wohl auch im Reiche gebührte nach dem Rechte der

Erstgeburt dem ältesten Neffen, und das war niemand anderes als der Jesuitenzögling und Freund Maximilians von Bayern, Erzherzog Ferdinand, der Regent von Innerösterreich, der mit rastloser Tatkraft in seinen Ländern, besonders in der Steiermark, den Protestantismus ausgemerzt hatte. Es war vorauszusehen, daß er, einmal zur Regierung gekommen, in den anderen Ländern, auch im Reiche, die Protestanten energisch bekämpfen, der Kaiser der Gegenreformation werden würde. Es wäre ganz verständlich gewesen, wenn die Protestanten sich gegen diese Nachfolge mit äußerster Kraft gewehrt hätten, und man muß sich wundern, daß einzig und allein die Stände Böhmens dazu den Mut fanden. Dafür gingen diese Herren recht tüchtig ins Zeug; sie hatten zwar Ferdinand bereits als König „angenommen“, machten aber nun Versuche ihn wieder los zu werden. Sie knüpften zuerst ihrer konfessionellen Richtung entsprechend mit dem benachbarten Kurfürsten von Sachsen an, der war aber nicht der Mann dazu mit den Habsburgern sich in Gegensatz zu setzen; so wandten sie sich an die andere protestantische Partei in Deutschland, an die pfälzisch-calvinische, und da fanden sie einen jungen ehrgeizigen Fürsten, Friedrich V. von der Pfalz, der sich bereit zeigte, das abenteuerliche Unternehmen zu beginnen. Er schien ein besonders glücklicher Kandidat zu sein, da er mit der Tochter König Jakobs I. von England vermählt war und dadurch wichtige internationale Beziehungen zur Verfügung haben mußte. Bevor noch diese Dinge ins reine gekommen waren, brach der Zwist in Böhmen los. Gestützt auf den Majestätsbrief hatten die böhmischen Protestanten Kirchenbauten unternommen, die man vonseiten der Wiener Regierung, die nach Khlesls Sturz immer mehr ins Ferdinandische Fahrwasser geriet, nicht als rechtmäßig anerkennen wollte. Die eine der Kirchen wurde kurzweg niedergerissen, die andere sollte gesperrt werden. Dagegen erhoben sich die böhmischen Stände und um ihrer Gesinnung einen sehr drastischen Ausdruck zu geben, beförderten sie am 23. Mai 1618 zwei kaiserliche Statthalter und den Protokollführer der Ratsversammlung aus einem Fenster der Ratsstube in den tiefen Graben, der das Hradschiner Schloß umgibt. Gleichzeitig rüsteten sie ihre ständischen Truppen und leisteten energischen Widerstand, als man von Wien aus mit bewaffneter Hand Ordnung schaffen wollte. Der Bürgerkrieg war bereits ausgebrochen, als Mathias seine Augen schloß

(20. März 1619). Ferdinand wurde in den Erblanden als Herrscher anerkannt und sehr zur Überraschung der Böhmen auch im Reiche zum Kaiser gekrönt. Man hatte in Prag zumindest nicht auf eine solche rasche Wahl gerechnet und mußte es erleben, daß ziemlich gleichzeitig mit der Berufung Friedrichs V. zum König von Böhmen Ferdinand Kaiser wurde. Das war ein Mißgeschick, das nicht mehr zu ändern war, aber eine düstere Vorbedeutung für das Königtum des Pfälzers blieb. Gerade in der Gleichzeitigkeit dieser Wahlen liegt das Entscheidende: man darf behaupten, daß eine jede derselben, wenn sie früher geschehen oder früher bekannt geworden wäre, auf die andere Einfluß geübt hätte.

Mit Energie nahm Ferdinand II. den Kampf gegen die rebellischen Böhmen auf; ebenso entschieden war sein Freund Maximilian, der Herzog von Bayern, zur Unterstützung bereit. Nicht nur aus verwandtschaftlichen oder rein religiösen Motiven, sondern weil es sich dabei um die Bekämpfung des Pfälzers handelte und auf dessen Land, besonders auf die räumlich mehr mit Bayern als mit der übrigen Pfalz zusammenhängende Oberpfalz, hatte er es abgesehen; außerdem war es sein Ehrgeiz, den Herzogshut mit dem Kurfürstlichen zu vertauschen. Dagegen blieb Friedrich, der neue König von Böhmen, ohne wesentliche Unterstützung, nur kleine deutsche Fürsten schlossen sich ihm an, wie der Hohenzoller Georg von Jägerndorf, wie Christian, der Administrator des Stiftes Halberstadt, wie Graf Ernst von Mansfeld. Die großen protestantischen Herren, die Brandenburger, die Sachsen, blieben abseits stehen, vorsichtig abwartend, wie sich das Duell zwischen den beiden Königen von Böhmen, dem angenommenen und dem erwählten, gestalten würde. Auch England versagte seine Hilfe; König Jakob war eine kleinliche, knausrige Natur, überdies hatte er Pläne, die es ihm wünschenswerter scheinen ließen, die katholischen Mächte, besonders Spanien, sich nicht zu Feinden zu machen. Nur der Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Béthlen, bringt dem Pfälzer zeitweise Hilfe, die aber, berechnet und eigennützig, nur sehr bedingt von Nutzen ist. In Böhmen selbst gelang es dem jungen Paare, Friedrich und Elisabeth, nicht festen Fuß zu fassen, der Sprache des Landes unkundig, in steten Geldverlegenheiten, dabei Calviner, während die Böhmen Lutheraner waren, hatten sie eine überaus schwierige Stellung. Und als es zur Entscheidung kam

in der Schlacht am weißen Berge, 8. November 1620, da versagte die pfälzisch-böhmische Armee völlig, nach der Dauer eines Jahres nahm dieses Königtum sein Ende. Mit Ausnahme weniger Städte, die längeren Widerstand leisteten, wie Pilsen oder das oberlausitzische Bautzen, fiel das ganze Land rasch in die Hände der Kaiserlichen. Friedrichs Stammland ging verloren, die Habsburger und Max von Bayern teilten sich darein und auch seinen Anhängern ging es schlecht; der Landgraf von Jägerndorf verlor seinen Besitz, wurde gleich dem Pfälzer in Acht getan, sein Land erhielt der Fürst von Liechtenstein. Der größte Umschwung der Dinge erfolgte aber in Böhmen, eine gründliche katholische Reaktion griff um sich. Die lutherischen Lehren wurden ausgerottet, mit Gewalt die Anhänger durch Einquartierungen, Drangsalierungen aller Art zum Katholizismus bekehrt, die lutherischen Bücher verbrannt, mit Feuer und Schwert wurde rekatholisiert; die Güter der Anhänger Friedrichs wurden konfisziert und die kaiserlichen Generäle damit belohnt. Damals erwarben die Bouquoy und die Liechtenstein reichen Besitz in Böhmen. Die Rechte der Stände wurden gewaltig beschnitten, in der „verneuerten Landesordnung" von 1627 kam das deutlich zum Ausdrucke; die Regierung wurde in der Landtagsstube allmächtig, ein Zustand, der bis zum Jahre 1848 angedauert hat. Hand in Hand ging damit eine nationale Umkehr zugunsten des Deutschen; nicht als ob die Wiener Regierung eine deutsche gewesen wäre, aber da lutherisch und tschechisch gleichbedeutend gewesen war, so mußte das Tschechentum unter der Niederlage des Protestantismus leiden. Wie wenig die Jesuiten, unter deren Ägide diese Veränderung jetzt vor sich ging — die lutherische Universität in Prag wurde mit der unter Ferdinand I. gegründeten Jesuitenakademie vereinigt, daher der Name Carolo-Ferdinandea für die vereinigte Hochschule —, etwa national-deutsch gewesen waren, das hatten sie in den früheren Jahrzehnten gezeigt, als sie das Tschechische ganz besonders bevorzugten, um den Protestantismus in seiner eigenen Sprache besser angreifen zu können. Und wenn sie jetzt gegen die tschechische Literatur vorgingen, so war es nur um das Luthertum zu treffen.

Nach der Schlacht am weißen Berge erhielt ein kaiserlicher Oberst den Auftrag die nordböhmischen Städte, wie Saaz, Brüx, Dux vom neuen Glauben zu reinigen. Mit Erfolg ent-

ledigte er sich dieser Aufgabe. Dieser Oberst war Albrecht von Waldstein.

Er gehört dem alten Geschlechte der Markwardize an; von einer Burg Waldstein bei Turnau führt seine Familie den Namen. Sie teilte sich in verschiedene Linien, die eine davon war die Arnauer Linie, die nicht sonderlich mit Glücksgütern gesegnet war. Ein Herr Wilhelm von Waldstein dieser Linie vermählte sich mit Margarete von Smiřicky, die ihm das Gut Hermannitz bei Königinhof mitbrachte. Diesem Paare wurde 1583, hundert Jahre nach Martin Luther, ein dritter Sohn geboren, der die Namen Albrecht Eusebius Wenzel erhielt. Frühzeitig starben Vater und Mutter; der junge Albrecht ward von einem Oheim, Slawata von Koschumberg, erzogen, der, wie der größte Teil der Familie, der Lehre der böhmischen Brüder anhing. Er ließ den Knaben zuerst im Städtchen Chrast erziehen, schickte ihn von 1597—99 auf die lutherische Akademie Goldberg in Schlesien, einer nicht sehr bedeutenden Schule, dann 1599—1600 auf die gleichfalls lutherische Hochschule Altdorf bei Nürnberg. Daß Albrecht schon damals, wie behauptet wird, Katholik gewesen sei, scheint durch den religiösen Charakter dieser Schulen widerlegt. In Altdorf führte er das wilde unbändige Leben der Studenten seiner Zeit; im Saufen und Raufen suchten sie ihr Höchstes, auch die Professoren taten da gerne mit; durch Studieren ward nicht viel Zeit verloren. Locker saß der Degen der jungen Herren in der Scheide; rasch zog man vom Leder; bei einem solchen nächtlichen Straßenkampfe wurde ein Nürnberger Patrizierkind getötet; dessen Blut schrie um Rache; Albrecht mußte von der Universität scheiden. Nun unternahm er in Begleitung von Paul Virdung die für die damaligen jungen Edelleute gebräuchliche Reise nach Deutschland und Italien. In Bologna und Padua hat er auch etwas Jurisprudenz getrieben; als er heimkehrte, soll er zunächst in den Dienst des Markgrafen von Burgau, eines Nachkommen Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser, als Edelknabe getreten sein. Es wird dabei erzählt, daß er eines Tages auf dem Fenster der Burg in Innsbruck eingeschlafen und im Schlaf heruntergefallen sei, ohne daß ihm etwas geschehen; aus Dank für den Schutz der Jungfrau Maria, den sie ihm offenbar bei dieser Lebensrettung habe angedeihen lassen, sei er katholisch geworden. Diese unverbürgte Nachricht eines

Biographen wird wohl auch in das Gebiet jener Anekdoten zu weisen sein, die nachträglich im Leben großer Männer schon aus der Jugendzeit merkwürdige Taten und ungewöhnliche Ereignisse aufspüren wollen. Sicher ist dieser Aufenthalt am Hofe des Burgauers überhaupt nicht, dagegen wissen wir aus zuverlässiger Quelle, daß er bald nach der Heimkehr aus Italien sich dem Kriegshandwerk zuwandte, in Ungarn kämpfte und endlich in die Dienste der böhmischen Stände trat; wir finden ihn am Türkenkriege beteiligt, der 1606 durch den Frieden von Szitva-Torok beendet wird. Bis dahin stand er in enger Verbindung mit protestantischen Adligen, wie mit Karl von Zierotin, der zwei Jahre vorher Albrechts Schwester Katharina geheiratet hatte; dafür daß er noch immer Protestant war spricht auch, daß die böhmischen Stände kaum einem andern als einem Lutheraner ein Regiment anvertraut haben dürften. Nach dem Friedensschluß wendet er sich nach Mähren; ein anderer Oheim, der Katholik Johann von Řičan, scheint seinen Einfluß geltend gemacht zu haben, Waldstein tritt in Verbindung mit den Olmützer Jesuiten, von denen besonders P. Veit Pachta, ein sehr kluger und gewandter Mann, später Rektor des Kollegs in Brünn, stark auf ihn eingewirkt hat. Auch das Beispiel seines Freundes, Karl Liechtenstein, der einige Jahre vorher zum Katholizismus übergetreten war, mag vorbildlich gewesen sein. Dazu dürfte die Erwägung gekommen sein, daß vom Kaiser Rudolf nichts mehr zu erwarten sei, daß die Zukunft eines jungen, nicht sonderlich wohlhabenden Edelmannes bei den jüngeren Habsburgern liege und daß hier ein Lutheraner wenig Aussicht habe. Kurz, Anfang 1607 schreibt sein Schwager Zierotin von ihm: „il va à la messe“; mehr wissen wir von seinem Übertritte nicht. Bald merken wir aber die Folgen desselben. Durch Vermittlung P. Pachtas heiratet er 1609 eine ältere Witwe, Ludmila Nekesch von Landeck, die über reichen Besitz in Mähren verfügt. Ganz anders kann Albrecht von Waldstein nun als begüterter Mann auftreten; er löst seine Beziehungen zu Böhmen ganz und tritt als Feldoberst in den Dienst der mährischen Stände; seine Güter verwaltet er ganz in katholischem Sinne. Er wirtschaftet nicht immer gut, wir wissen, daß er genötigt war Meierhöfe zu verkaufen, um für seine Ausgaben aufzukommen, sein Ehrgeiz treibt ihn dazu, eine Rolle in der Welt zu spielen, und das kostet Geld. Er kann sich auch nicht

von den Lastern der Zeit freihalten, besonders nicht vom schweren Trinken; er hat selbst zugestanden, daß die Gicht, die ihn bald stark zu plagen anfängt, vom vielen Saufen käme.

Fünf Jahre lang dauerte seine Ehe mit Ludmila; er scheint die alternde Frau in Ehren gehalten zu haben, auch nach ihrem Tode hat er ihr ein treues Andenken gewahrt und die Leiche einige Jahre später nach Gitschin überführen lassen. Jetzt, 1614, konnte er allein über das beträchtliche Vermögen verfügen und sich mit seinen Mitteln den künftigen Lebensweg anbahnen. Noch immer denkt er an den Hofdienst, aber nicht bei Mathias, sondern bei dem voraussichtlichen Nachfolger. Mit Erzherzog Ferdinand tritt er in Verbindung, und als dieser in den nächsten Jahren in einen Krieg mit Venedig verwickelt wird, da rüstet Albrecht auf eigene Kosten ein paar hundert Reiter aus, um sie Ferdinand zuzuführen. Auch bei der Belagerung von Gradisca, 1616, ist er beteiligt, ohne aber hier, ebenso wie in dem früheren Türkenkriege, sich besonders hervorzutun. Jedenfalls hat Erzherzog Ferdinand diesen Eifer des mährischen Adligen mit Dank bemerkt und es dürften im ungezwungenen Lagerleben engere Beziehungen zwischen dem Erzherzog und Waldstein angeknüpft worden sein.

Als die Wirren in Böhmen ausbrachen, bemühten sich die böhmischen Stände angelegentlich, auch Mähren für sich zu gewinnen. Trotz der Abmahnung einsichtiger Männer, wie Zierotin, erklären sich die mährischen Stände bereit, den Böhmen zu helfen und erteilen ihrem Obersten Waldstein den Befehl, sein Regiment nach Böhmen zu bringen. Der Oberst gehorcht aber nicht; ohne Rücksicht auf seinen den Ständen geleisteten Treueid beschließt er, sein Regiment Ferdinand zuzuführen. Nicht das ganze folgt ihm; seinen Oberstleutnant, der Widerstand leistet, schießt er eigenhändig nieder, und mit dem treu gebliebenen Teile und der Kriegskasse der Stände erscheint er in Wien. Starken Eindruck mußte diese Tat allenthalben hervorrufen; in Wien belohnte man den treuen Mann, indem man ihn zum Obersten über zwei Regimenter zu Pferd ernannte; desto schärfer urteilten seine Standesgenossen über ihn. Graf Thurn, einer der Führer im böhmischen Aufstande, schreibt von ihm: „Gott hat die hoffärtige Bestie in einen Fehl fallen lassen, desgleichen von einem Kavalier nicht bald erhört worden ist.“

An den folgenden Kämpfen, die in der Schlacht am weißen Berge gipfeln, hat Waldstein, von einem schweren Gichtanfall heimgesucht, nicht teilgenommen; erst, nachdem der Krieg so gut wie beendet war, trat er in Aktion, wie wir gehört haben, durch seinen Zug nach Nordböhmen.

Eine Bemerkung über den Namen dieses Mannes. Er lautet ursprünglich Waldstein; diese Häufung der Konsonanten „ldst" war aber den nichtdeutschen Nationen nicht bequem; die Romanen schleiften sie ab in Valstain, die Tschechen in Valštejn, aus dem ist dann Wallenstein entstanden; der General unterschrieb sich verschiedentlich mit beiden Formen, wie man in jener Zeit überhaupt für Orthographie keinen Sinn gehabt hat. Wohl ist demnach der korrekte Name „Waldstein", aber Schiller hat die andere Form zu ewigem Ruhme erhoben, sie ist uns für diesen Mann aus dem großen Geschlechte geläufig geworden; sie ist etwas für ihn Individuelles, Eigenartiges und deshalb dürfen wir sie wählen. Es hat viele bedeutende „Waldstein" gegeben, aber nur einen „Wallenstein"!

Um diese Zeit, als er in die Weltgeschichte eintritt, erscheint er uns als ein großer, schlanker, eleganter Mann, mit einem gelblichen, schmalen, scharfgezeichneten Antlitz, dessen scharfe Augen mit unruhigem, mißtrauischem Blick jedem in die innerste Seele zu schauen drohten; der Sitte der Zeit gemäß trug er einen Knebelbart. Er umgab sich schon damals gerne mit einem kleinen Hofstaate, liebte es Pracht zu entfalten und langsam mit Würde einherzuschreiten, wozu ihn freilich in späteren Jahren auch das Podagra zwang. Frühzeitig hat er sich mit der Modewissenschaft jener Tage beschäftigt, mit der Astrologie, frühzeitig gab er acht auf der Sterne Lauf, und liebte es aus ihnen auf die Zukunft zu schließen, seine kühnen ehrgeizigen Gedanken von ihnen gutheißen zu lassen. Auch wissenschaftlich gebildete Astronomen wiesen es nicht von sich, diese Mode zu unterstützen, denn die Saläre der Gelehrten waren klein und sie lebten oft nur von dem närrischen Töchterlein der großen Wissenschaft. Sie konnten aber diese Torheit, die aus dem Stande der großen Planeten zu einer bestimmten Stunde, am besten bei der Stunde der Geburt, das Schicksal und den Charakter des Menschen ergründen wollte, zu höherer Stufe heben, wenn sie auch etwas Kenntnis und Beobachtung der Menschen dazu nahmen. So hat uns der gelehrte

Kepler ein interessantes Horoskop über Wallenstein hinterlassen aus dem Jahre 1608, aus einer Zeit, in der also von Berühmtheit des Mannes noch keine Rede sein konnte. Da in der Geburtsstunde Wallensteins Saturn und Jupiter Regenten sind, so urteilt der Astrolog: „Saturn macht müßige melancholische Gedanken, Verachtung menschlicher Gebote, Sitten und Religionen, macht alles argwöhnisch und verdächtig, was Gott und die Menschen handeln, als wenn es alles lauter Betrug wäre. So wird er auch unbarmherzig, ohne brüderliche und eheliche Liebe, geizig, betrügerisch, ungleich, im Verkehr meist still, schweigend und streitbar sein. Mit reifem Alter wird seine ungewöhnliche Natur zu hohen Sachen fähig werden. Großer Ehrendurst und Streben nach zeitlichen Dignitäten und Macht wird ihn auszeichnen."

Wie mußten solche Vorhersagungen den aufs Große gerichteten skrupellosen Sinn des Mannes aufstacheln zu hohen Wünschen!

In dem Zusammenbruche, der nach der Schlacht am weißen Berge über Böhmen kam, hat Wallenstein trefflich für sich zu sorgen verstanden; die konfiszierten Güter wurden meist um einen Spottpreis verschleudert, er hat da möglichst viel an sich gerissen, schlecht oder gar nicht gezahlt. Sehr wenig ehrenhaft hat er sich auch seinen Verwandten gegenüber benommen, besonders die Smiřickýschen Erben schnöde um ihr Erbteil gebracht. Hypotheken, die auf erworbenen Gütern lasteten, zu zahlen, fiel ihm gar nicht ein. Überdies ist er an einer sehr einträglichen Geldspekulation damals beteiligt gewesen. Ein häufiges Mittel der Fürsten, sich Geld zu verschaffen, war die Münzverschlechterung; das alte Geld wird eingezogen und neues, schlechteres Geld daraus geschlagen. Eine solche Manipulation wurde auch dazumal in Böhmen vorgenommen und von Staats wegen an ein Konsortium von Aristokraten und Geldmännern verkauft. Sie erhielten das Recht, aus einer Mark reinen Silbers, aus der bisher $27\frac{1}{2}$ Gulden geprägt worden waren, 79 Gulden prägen zu dürfen; sie mißbrauchten aber dasselbe, indem sie bis zu 123 und mehr prägten. Und mit dieser „langen" Münze hat nun Wallenstein, der auch Mitglied dieses Konsortiums gewesen ist, gerne gezahlt. Sehr förderlich war es für Wallenstein, daß sein Freund, der Fürst von Liechtenstein, Statthalter von

Böhmen geworden war; neben ihm bekleidete er den Posten eines Oberkommandierenden des Landes. Da konnte es ihm nicht schwer sein, überall seine Wünsche durchzusetzen und für alles ungestraft zu bleiben. Er hat jetzt und später für nahezu sieben Millionen Gulden Güter gekauft, viele davon freilich wieder verkauft; er hat seine Käufe mit Vorliebe so gewählt, um einen großen abgerundeten Besitz zu erhalten; abgelegene Güter hat er abgestoßen. Nicht weniger als acht Städte umfaßte dieser Güterkomplex: Aicha, Friedland, Gitschin, Leipa, Münchengrätz, Reichenberg, Turnau, Weißwasser. Von Friedland, der nördlichst gelegenen Besitzung, nahm er den Namen, als sein Besitz 1623 zum Reichsfürstentum erhoben worden ist; damit wurde er seinem Freunde Liechtenstein gleich, der ja Fürst von Jägerndorf geworden war. Eine gewaltige Staffel hatte Wallenstein erreicht, aber nun wuchs sein Ehrgeiz: zu einem mächtigen Reichsfürsten wollte er sich erheben lassen und allgemein anerkannt sollten sein Titel und seine Würde sein. Er hat auch in den nächsten Jahren sich sehr um passende Vermehrung seines Besitzes bemüht; er hat sich die schlesischen Fürstentümer Sagan und Großglogau verschreiben lassen, er hat nicht geruht, bis ihn der Herzogshut geschmückt hat; er hat sich 1628 mit Mecklenburg belehnen lassen, dessen Herzoge in Reichsacht erklärt worden waren wegen ihrer Bundesgenossenschaft mit Dänemark, er soll an die Erwerbung der Lausitz gedacht haben, er hat auch nach Italien seine Blicke gerichtet, um dort festen Fuß zu fassen. Als Landesherr seines Herzogtums Friedland hat er alles getan, um seinen Untertanen wissen zu lassen, daß ihr Fürst und Lehensherr nicht etwa Ferdinand, sondern Albrecht heiße. Reichsunmittelbar, so selbständig als möglich, wollte er bleiben. Er hat die Münzhoheit ausgeübt, ein oberstes Gericht eingesetzt, Hofkanzlei und Hofkammer eingerichtet, Gerhard von Taxis zu seinem Landeshauptmann ernannt, er hat verfügt, daß in seinem Gebiete nur deutsch geamtet werde, „auch müßt ihr zu der Kanzlei einen deutschen Sekretarius haben, dieweil ich nicht will, daß bei der Kanzlei was böhmisch sollte traktiert werden“. Gitschin betrachtete er als Hauptstadt seines Reiches; durch schöne Bauten hat er die Stadt ausgezeichnet, er wollte sie zum Bistum und zur Universität machen; in der benachbarten Kartause Waldit sollte die Begräbnisstätte seines

Geschlechts sein. Unermüdlich sorgte er für die Bewirtschaftung seiner Domänen, für das Wohl der Untertanen; aus seinen Kornkammern, seinen Tuchmacherhäusern, seinen Waffenfabriken hat er später seine Soldaten versorgt, damit einen doppelten Zweck erfüllend. Daneben konnte er auch schroff gegen seine Landeskinder vorgehen — beispielsweise so gegen die Reichenberger Brauzunft —, wenn er das in seinem Interesse gelegen hielt. In gleicher Weise hat er sich in den wenigen Jahren, da er Mecklenburg zu verwalten hatte, als Administrator bewährt.

Auch in Prag hat er dafür gesorgt, daß Prachtbauten mit seinem Namen verknüpft wurden; auf dem Territorium einer kleinen Stadt ließ er dort durch Andreas Spezza und Nicolaus Sebbregondi seinen herrlichen Palast erbauen und einen großen Park aufführen. Eine köstliche Terrasse, mit Bildern vom trojanischen Kriege im Kostüme des 17. Jahrhunderts geschmückt, diente ihm als Sommerspeisesaal und für seine großen Festlichkeiten ließ er einen durch zwei Stockwerke reichenden Prachtsaal errichten, der einem Kaiser hätte taugen mögen. Noch jetzt bewundert der Fremde, der in Prag weilt, den Palast des Friedländers, in dem dieser mit einem Gefolge von 900 Personen und mit etwa tausend Pferden hauste.

Der erste Teil des großen Krieges war beendet; der Pfälzer hatte flüchtigen Fußes den deutschen Boden verlassen und ein Asyl in England gefunden; der Siebenbürger Fürst hatte längst seinen Frieden gemacht; der Jägerndorfer war gleichfalls heimatlos; dem Mansfelder, verfolgt und unstet, war bestimmt wie ein Held in Sarajewo stehend zu sterben; dem Halberstädter blieb nur mehr das Bild der heißgeliebten, schönen Königin Elisabeth von Böhmen. Frankreich hatte noch nicht die Pläne Heinrichs IV. wieder aufgenommen; eben erst kam dort der Mann zur Macht, der dies einige Jahre später tun sollte, Richelieu. Da griff ein ehrgeiziger Fürst des Nordens, Christian IV. von Dänemark, ein, um die Gelegenheit zu benützen, an der Ostsee festen Fuß zu fassen und damit den schwedischen Rivalen für alle Zeiten zu überflügeln. Längst schon hatte es der Kaiser bitter empfunden, daß er auf kein eigentliches kaiserliches Heer sich stützen konnte, daß das Heer der katholischen Fürstenpartei, der Liga, das nahezu ein bayrisches Heer genannt werden konnte, in Deutschland allmächtig war.

Maximilian, dem er den Pfandbesitz von Oberösterreich, den Vollbesitz der Oberpfalz hatte einräumen müssen, dem er die Kurwürde des vertriebenen Pfälzers übertragen hatte, begann nun doch bei aller Freundschaft und Vetternschaft eine etwas unbequeme Rolle zu spielen; er vergaß auch nie, daß er Reichsfürst war und wachte sehr eifersüchtig über seine Stellung dem Kaiser gegenüber. Sollte Bayern jetzt ganz allein die Verteidigung Deutschlands gegen Dänemark überlassen bleiben? Aber woher ein Heer nehmen und es zahlen, bei den schlechten Finanzen Österreichs? Da trat Wallenstein in die Bresche und damit beginnt seine welthistorische Stellung.

Der Krieg war dazumal ein Handwerk. Gewöhnlich wurde ein Heer, sagen wir in des Kaisers Namen, so zusammengebracht, daß ein paar Oberste Patente erhielten, in verschiedenen Gegenden des Reiches werben zu dürfen. An bestimmten Tagen wurden die Werbetische aufgestellt und jeder, der wollte, wurde in Handschlag genommen und bekam ein Handgeld. In Fähnlein oder Rotten zu 300 Mann zu Fuß und 100 Mann zu Pferd wurden die Leute eingeteilt; jeder kam in beliebiger Tracht und brachte seine eigenen Waffen mit. Dann bestellte der Oberst seinen Leutnant, die Hauptleute und deren Stellvertreter, zeigte die Musterrolle vor und die Sache war fertig. Es war des Kaisers Armee, der nach den Musterrollen den Sold zu zahlen hatte; lief ein Soldat davon, starb er, so wurde doch für ihn weiter gezahlt, das war der Vorteil des Obersten oder des Hauptmanns. Solche nur in den Musterrollen vorkommende Söldner wurden Passevolanten oder Blinde genannt; eine bestimmte Anzahl solcher Blinder war gewohnheitsmäßig gestattet, bei der Musterung antworteten für sie tageweise dafür gemietete Leute oder sie wurden als krank gemeldet. Bei Erstürmung einer Stadt hatte jeder Offizier und Gemeine seinen Anteil an der Beute. Eine solche Armee war schwer zusammenzuhalten, besonders wenn einmal der Sold ausblieb, was wohl öfters vorkam; es war ein überaus kostbares Material für den Kriegsherrn, da jeder Tote seine Kraft minderte und dabei seinen Säckel belastete; so hütete man die Menschenleben sorgsam und wagte ungern eine größere Schlacht; lieber berannte man einen Platz, da sich der Sturm gewöhnlich selbst bezahlt machte. Dann das Soldatenmaterial! Von theoretisch ausgebildeten Offizieren und Gemeinen keine Rede. Als Handwerk, als Ge-

schäft wurde es betrieben; Leute, die sonst nichts anderes werden, die dem sicheren Galgen nur so entgehen konnten, drängten sich herbei, nahmen das Handgeld, schworen Treue, um vielleicht in der nächsten Nacht davonzulaufen und wo anders aufs neue dasselbe zu versuchen. Von einer Kriegsmoral, von einer ethischen Empfindung der Treue keine Rede. Alle Nationen und Konfessionen dienten durcheinander, Kroaten, Wallonen, Schweizer, Deutsche; Katholiken, Lutheraner, Calvinisten; sie dienten heute dem und morgen jenem. Ihr Sprüchlein lautete:

Gewissen hin, Gewissen her,
Ich acht' vielmehr die zeitlich' Ehr',
Dien' nicht um Glauben, dien' um Geld,
Gott geb', wie es geh' in jener Welt!

Besonders beliebt waren von alters her die Schweizer „Reisläufer"; Jahr um Jahr sandte die Schweiz ihre überschüssigen Männer, die in der Heimat kein Fortkommen finden konnten, als Söldlinge in die Fremde. Ein gewaltiger Troß folgte dem eigentlichen Heere; fast jeder Mann nahm sein Weib mit — es mußte ihm nicht angetraut sein — zum Kochen und Waschen und zur Pflege; sein Bub mußte auch dabei sein, ihm die Waffe zu tragen, allerhand Dienste für ihn zu verrichten, wenn's not tat auch zu stehlen. Dann noch das Gefolge der Krämer, Marketender, Spieler, Dirnen — ein vielgestaltiges, schwer zu bewegendes, noch schwerer zu behandelndes Ganze war solch ein Heer. Nun kam Wallenstein und organisierte es in eigener Regie — man gestatte den Ausdruck. Er selbst trieb es zusammen, er bezahlte, unterhielt es; er sorgte für dasselbe, wir wissen es bereits, mit Korn, Tuch, Waffen, Wein. Er hielt auf strenge Zucht im Lager, auf unbedingten Gehorsam der Offiziere, er hielt es wohlgenährt und wohlgekleidet, sorgte für eine größere Gemeinsamkeit der Tracht, er ist der Organisator, der Stifter der modernen Armee. Er wußte auch große Mengen zusammenzuhalten, sein erstes Heer zählte samt dem Trosse etwa hunderttausend Mann, für jene Zeit eine Riesenanzahl. Bald sprach's sich herum, wie gut man es beim Wallensteiner habe, nicht als kaiserliches Heer, sondern als Soldaten Wallensteins fühlten sich die Leute.

Mit dieser Armee ist nun Wallenstein 1625 aufgebrochen; hat zuerst den Mansfelder vor sich hingescheucht, später Mecklenburg erobert, Stralsund belagert. Große Pläne faßte er auch

für seinen Herrn und Kaiser; eine Schiffsmacht sollte für diesen gegründet werden, den Titel eines „Generals der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer, wie auch des ozeanischen und baltischen Meeres General" ließ er sich verleihen.

Auch die Liga war glücklich in ihren Kämpfen; sie besiegte den Dänenkönig entscheidend, er mußte auf seine ehrgeizigen Pläne verzichten und war froh, den Frieden von Lübeck schließen zu können. Wallensteins Unternehmen auf Stralsund gelang allerdings nicht; diese Stadt wurde von Gustav Adolf von Schweden genügend unterstützt, um Widerstand leisten zu können. Immerhin war die Macht des Kaisers und der katholischen Partei 1629 groß genug, um einen wichtigen Schritt wagen zu lassen. Die protestantische Union war zersprengt, man dachte nun in Wien daran, den Augsburger Religionsfrieden wirklich durchzuführen, jene Bestimmung, die den Protestanten damals eine weitere Ausbreitung verboten hatte, zur Wahrheit zu machen. Es wurde das Restitutionsedikt verlautbart, das die Rückgabe der seit 1555 dem katholischen Besitze entfremdeten Güter forderte. Das war der schwerste Schlag, der damals gegen den neuen Glauben geführt werden konnte; selbst am kaiserlichen Hofe wurden Stimmen laut, die vor der Tragweite dieses Schrittes warnten; Wallenstein hatte gleichfalls davon abgeraten; es hätte aber dem Kaiser eine Pflichtverletzung gedeucht, wenn er diese unzweifelhaft günstige Konjunktur für die katholische Religion nicht ausgenützt hätte. Um das zu verstehen, muß man des Kaisers Charakter betrachten.

Man hält gerne Ferdinand II. für einen blindwütigen Fanatiker, für den schwarzen Bösewicht der Tragödie. Er war das nicht; er war ein leutseliger, gutmütiger, schwacher Mann, der in Finanzsachen nicht hauszuhalten verstand und seine Günstlinge mit Gold und Gütern überhäufte, der infolge von Charakteranlage und Erziehung sehr einseitig gewesen ist. Er hielt es für seine allererste Pflicht, den katholischen Glauben zu fördern und ihm jeden Atemzug seines Lebens, jede Minute seiner Regierung zu weihen. Er ist tiefgläubig gewesen; ging jeden Tag zur Messe, hörte am Sonntag mehrere Predigten, machte Prozessionen, Wallfahrten, Bußübungen getreulichst mit; widmete jeden Tag über eine Stunde der Gewissenserforschung, war ganz dem Einflusse geistlicher Männer unterworfen, wie des Jesuiten P. Lamormain, bei denen er in den zahlreichen

Fällen, wo er Skrupel hatte über seine Gedanken, seine Handlungen, sich Rat und Erleuchtung holte. Einem solchen Manne mußte nun jede Rücksichtnahme auf weltliche Dinge, auf Forderungen der hohen Politik, wie es seine Vorgänger Karl V. und Ferdinand I. so oft getan hatten, als durchaus verwerflich und untunlich erscheinen. Und was da doch während seiner Regierung geschehen ist, das war gewiß auf direkte Einflußnahme der vorerwähnten Ratgeber zurückzuführen, nicht auf seinen freien Willen. Bezeichnend ist sein Ausspruch gewesen, lieber wolle er betteln gehen, als dulden, daß der katholischen Religion Eintrag geschehe. Aus dieser Überzeugung heraus hatte er die Gegenreformation in der Steiermark mit grausamer Energie durchgeführt und aus dieser Überzeugung heraus erließ er jetzt das Restitutionsedikt.

Man wird diese Entschlossenheit und Einseitigkeit seines Charakters ganz gut verstehen können, ohne sie vom politischen Standpunkte billigen zu müssen. Wohl hatte damals der Landesherr nach den Gesetzen das Recht, auch über den Glauben seiner Untertanen zu entscheiden, wohl war die Durchführung des betreffenden Artikels des Augsburger Religionsfriedens über die Rückgabe mittlerweile protestantisch gewordener Gebiete gesetzlich, es war aber die große Frage, ob diese Maßregeln klug und praktisch durchführbar waren, ob nicht Ferdinand durch sein starres Auftreten zugunsten der katholischen Religion derselben mehr geschadet als genützt hat? Der Monarch eines großen Reiches darf und kann sich nicht von denselben Motiven leiten lassen, wie ein Privatmann; und daß Ferdinand nur Katholik und nie Politiker gewesen ist, das war sein Fehler.

Da sahen sich die deutschen Fürsten plötzlich einem Kaiser gegenüber, der wirklich tat, als ob er der Herr, sie aber nur seine Vasallen wären. So wie die Verfassung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hätte sein sollen, wie sie aber in Wirklichkeit nie gewesen war, so wollte Ferdinand vorgehen. Dem Pfälzer, dem Jägerndorfer, den Mecklenburgern hatte er ihre Länder genommen, sie nach eigenem Gutdünken weiter verliehen, nun forderte er eine neue Umwälzung des Besitzes in Deutschland. Wohin kam dann die Libertät des Reiches, die Macht des einzelnen Fürsten? Besonders gefährlich wurde die Haltung des Kaisers dadurch, daß er sich auf ein mächtiges Heer stützen konnte, geführt von einem skrupellosen

Manne wie Wallenstein, dem man damals das Schlimmste im Dienste des Kaisers zutraute. Hatte dieser Mann doch schon mit rücksichtsloser Energie in Freundes- und Feindesland, ohne sich um katholisch und protestantisch zu kümmern, gehaust und gebrandschatzt. In Wagenladungen schier kamen die Proteste und Notschreie der durch die Wallensteinischen Requisitionen betroffenen Fürsten und Städte an des Kaisers Hof. Daß die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser nun stärker denn je auftreten mußten, war begreiflich, aber auch die Katholiken begannen sich sehr unbehaglich zu fühlen. Sie fürchteten, einen mächtigen Kaiser zu bekommen, der vielleicht auch einmal gegen ihre Souveränitätsrechte vorgehen könnte, sie fürchteten noch mehr die Kraft und die Ungebühr seines Feldherrn. Und so geht jetzt der Kampf, den sie gegen den Feldherrn führen, mit dem sie aber den Kaiser selbst treffen wollen, noch mehr von den Katholiken als von den protestantischen Fürsten aus. Das wird auch durch persönliche Umstände erklärt. Von den vornehmsten protestantischen Führern war der Pfälzer unschädlich, der Sachse, Johann Georg, ein wenig gefährlicher Fürst, der höchstens rein eigennützige Vorteile erreichen wollte (das ist ihm bald durch die Erwerbung der Lausitze gelungen), der Brandenburger, Georg Wilhelm, ein haltloser unentschlossener Mann, der überdies ganz unter dem Einflusse seines katholischen und dem Kaiser geneigten Ministers von Schwarzenberg stand. Weitaus überragte alle diese Männer der Herzog, jetzt Kurfürst von Bayern, Maximilian, der Freund und Vetter Ferdinands II. Der mochte noch aus der gemeinsamen Jugendzeit die Anlagen und Gemütsart des Kaisers genauer kennen, seine nicht gerade übermäßigen Geisteskräfte, seine einseitige Glaubensstärke; es mochte ihm, dem geistig weit höher Stehenden, schwer fallen, sich da unterzuordnen; er mochte überdies in dem rücksichtslosen Wallenstein einen gefährlichen Gegner erkannt haben, der um jeden Preis unschädlich gemacht werden mußte. Sein Ehrgeiz war es gewesen, unter besonderer Berücksichtigung seines persönlichen Vorteils die Politik des Kaisers mit dem Heere der Liga so weit zu unterstützen, als es ihm paßte. Sich beiseite schieben lassen, das wollte er nicht. Es kommt dazu der alte, nie ganz getilgte Gegensatz zwischen Bayern und Österreich; zu sehr waren die beiden Staaten durch Verwandtschaft und Verträge miteinander verbunden, als daß nicht Rivalität, wie sie leicht

zwischen Brüdern oder nahen Verwandten eintritt, hätte entstehen können, es kommt hinzu eine schmeichlerische Werbung von seiten Frankreichs: so ist Maximilian die Seele des Regensburger Kurfürsten-Konvents gewesen, der vom Kaiser geradezu als Preis für eine weitere Unterstützung der kaiserlichen Sache die Entlassung Wallensteins verlangte. Und Ferdinand, an dessen Hofe sich bereits gewichtige Stimmen gegen den anspruchsvoll und übermütig sich gebärdenden General geltend gemacht hatten, hat wohl keine Ahnung gehabt von dem verhängnisvollen Fehler, den er jetzt tun sollte. Nur von der Erwägung ausgehend, daß er damit die Unterstützung der Fürsten bei der Durchführung des Restitutionsediktes gewänne, hat er in die Entlassung Wallensteins gewilligt.

Wie groß der Haß in den fürstlichen Kreisen damals schon gegen diesen Mann gewesen ist, zeigt ein Schreiben der Äbtissin des Klosters Buchau am Federsee in Schwaben, also einer Katholikin, an den erzherzoglichen Statthalter in Tirol, in welchem sie direkt die Ermordung Wallensteins als etwas Christliches und Nützliches verlangt.

Es war ein unglücklicher Augenblick, in dem Wallenstein als simpler Herzog von Friedland in den Ruhestand trat; wenige Wochen vorher war König Gustav Adolf von Schweden mit einem kampfbereiten Heere an der deutschen Küste gelandet, um zu versuchen, was dem dänischen Rivalen mißlungen war. In jahrelangen Kämpfen mit Polen, wo ebenfalls die Wasas herrschten, hatte Schweden seine Armee gestählt; kriegskundige Generale waren emporgekommen und tüchtig und ehrgeizig war ihr König. Mit Polen war durch französische Vermittelung ein Stillstand zustande gekommen; nachdem es bereits geglückt war, durch die Eroberung polnischer Provinzen an der Ostsee festen Fuß zu fassen, sollte dieser Versuch jetzt an der deutschen Küste wiederholt und der schwedische Ring an der Ostsee geschlossen, das Dominium maris dort für Schweden gewonnen werden, zugleich aber, um dasselbe halten und schützen zu können, ein Stück deutsches Land als Hinterland und Stützpunkt für die schwedische Seemacht. Besonders an der Nordsee sollten auch Häfen erobert werden, um der dänischen Einschnürung zu entgehen. Man vergesse nicht, daß ja damals Norwegen und Südschweden, die Provinz Schonen, noch dänisch sind. Die Verträge, die Gustav Adolf

alsbald nach seiner Ankunft in Deutschland mit einzelnen deutschen Fürsten, z. B. mit den Welfen abschloß, deuten klar darauf hin, daß es ihm auch um Ländererwerb zu tun war. Daß die Unterstützung der protestantischen Religion gleichfalls in seiner Politik eine Rolle gespielt hat, das ist sicher, aber es war gewiß nicht die hervorragendste.

Die deutschen Fürsten haben ihn wenig begeistert aufgenommen; man wird das von der brandenburgischen und sächsischen Politik begreiflich finden; aber auch die kleineren Fürsten, die am meisten zu leiden gehabt hätten unter einer katholischen Reaktion, zeigten sich ablehnend und unfreundlich; sie trauten offenbar dem fremden Gaste nicht und hatten keine Lust, für eine schwedische Militärmonarchie auf deutschem Boden einzutreten. Ohne die erhoffte Hilfe der Deutschen muß Gustav Adolf seine Stellung behaupten; bald findet er Unterstützung durch französisches Geld und französischen Einfluß. Richelieu hat gegen die spanische Macht in Italien und in der Schweiz 1628 losgeschlagen und wird nun die Politik Heinrichs IV. auch in Deutschland fortsetzen.

Der Schwedenkönig kann Pommern, Mecklenburg erobern; er dringt in das Herz Deutschlands vor, erhält vom Brandenburger als festen Platz Spandau eingeräumt; angesichts des schwedischen Heeres kann sich Georg Wilhelm dieser Forderung nicht entziehen; Sachsen sträubt sich noch; erst infolge der Erstürmung Magdeburgs durch Tilly und dessen brandschatzenden Zug durch die sächsischen Lande wird es dazu gebracht, sich Gustav Adolf anzuschließen. Am 17. September 1631 schlägt dieser das katholische Heer unter Tilly bis zur Vernichtung bei Breitenfeld, in der Nähe von Leipzig. Von da wendet er sich durch Thüringen, die Wetterau an den Rhein und nimmt dort Winterquartier. Und im Winter von 1631 auf 1632 erfolgt der Umschwung der Verhältnisse, der Wallenstein wieder an die Bildfläche bringt. Mit den lebhaftesten Ausdrücken des Wohlwollens und der Gnade hatte der Kaiser ihn ziehen lassen; ihm auch für Mecklenburg, das ihm die Fürsten nicht gegönnt, Entschädigung in Aussicht gestellt. Anscheinend ruhig, im Innersten aber tief gekränkt und grollend, hatte der General seinen Abschied entgegengenommen. Er mochte wohl im Herzen fühlen, daß seine Rolle noch nicht ausgespielt war. Auf das vorsichtigste hatte er seine Lebens-

bahn geebnet: in einer zweiten Ehe mit der Gräfin Isabella Harrach Anschluß an eine bedeutende Familie gefunden, deren Haupt eben in Wien viel galt. Enge Freundschaft verband ihn mit dem Fürsten von Eggenberg, der gleichfalls in hoher Gunst bei Kaiser Ferdinand stand. Auch mit den Jesuiten hatte er sich wohlverhalten, ihnen reiche Schenkungen zuteil werden lassen, sie auf seinen Gütern bevorzugt. Er war sich wohl bewußt, bedeutend zu des Kaisers machtvoller Stellung im Jahre 1629 beigetragen zu haben; viel Geld hatte er ihm vorgestreckt, sehr billig die Armee unterhalten. Und trotzdem war er in dem Augenblicke entlassen worden, wo der Kaiser dadurch andere Vorteile zu erwerben gedachte. Er mußte sich sagen, daß von diesem Monarchen wenig zu hoffen sei, daß man auf dessen Treue nicht bauen dürfe, daß es gut sein werde, sich ein künftiges Mal größere Sicherheit und besseren Rückhalt zu verschaffen. Er hat jetzt und später seiner geringen Meinung über den Kaiser wiederholt Ausdruck verliehen: der Kaiser achte mehr auf der Pfaffen Geschwätz, als auf die Konservation seiner kaiserlichen Reputation; der Kaiser sei zwar ein frommer Herr, er lasse sich aber von jedwedem Pfaffen und Bärenhäuter anführen und verleiten!

Des Kaisers Dienst hatte er verlassen; als einfacher Reichsfürst kehrte er zurück in seine Residenzen Gitschin oder Prag. Wie ein Reichsfürst hat er sich dann benommen, nicht wie ein Diener des Kaisers, als im Anschlusse an den Sieg bei Breitenfeld die Sachsen unter Arnim in Böhmen einrückten und Prag einnahmen. Er ist mit ihnen in Verkehr getreten; man weiß, daß Gustav Adolf an ihn geschrieben hat; auch die böhmischen Exulanten, die seit der Katastrophe Friedrichs von der Pfalz ihre Heimat hatten verlassen müssen und die von Heimkehr, von Rache an dem Habsburger, von einem nationalen Königreich Böhmen träumten, richteten ihre Blicke auf ihn. Sie hatten noch genug Freunde, die im Lande zurückgeblieben waren. Es wäre aber müßig, zu glauben, daß damals schon Wallenstein irgendeine engere Anknüpfung mit des Kaisers Feinden gepflogen hätte. Am sympathischsten war ihm jedenfalls Sachsen; mit dessen General Arnim hatte er schon früher verkehrt; auch die politische Haltung Johann Georgs war ihm genehm. Dieser hatte, bevor er sich an Schweden hatte anschließen müssen, daran gedacht, eine dritte Partei, eine Friedens-

partei, in Deutschland zu gründen. Und das war im Grunde auch das, was der Friedländer sich wünschte: vermittelnd auftreten zu können, die Nichtdeutschen aus Deutschland herauszudrängen und dabei sich eine große Stellung zu schaffen. Auf welchem Lande, auf welcher Würde diese basieren sollte, das weiß man nicht und wird es nie wissen, denn nie hat der Friedländer andere in seiner Seele lesen lassen. Gerechten Argwohn hegte er gegen Gustav Adolf, in dem er einen gefährlichen Rivalen merkte und mit dem er nichts zu tun haben wollte: „es können nicht zwei Hahnen auf einem Miste sein", meinte er einst.

Nach dem Zusammenbruche des ligistischen Heeres bei Breitenfeld, nach dem Siegeszuge des Schweden durch Deutschland, nach der Einnahme Böhmens durch die Sachsen, war aber die kaiserliche und katholische Sache in arge Bedrängnis geraten. Binnen zwei Jahren war alles anders geworden, die deutschen Protestanten standen unter schwedischer und französischer Hilfe mächtig da, die Katholiken hatten ihr Heer verloren, von dem Restitutionsedikt konnte im Augenblicke keine Rede sein, der einzige Mann, der retten konnte, dadurch daß er wieder ein Heer hervorzauberte und es anführte, war Wallenstein. Ihn zurückzurufen rieten in Wien Jesuiten und Spanier, rieten die deutschen Ratgeber des Kaisers; auch Maximilian von Bayern konnte sich diesem Zwange nicht entziehen. Ebenso gefügig wie Ferdinand ihn entlassen hatte, rief er ihn zurück. Nur daß Wallenstein jetzt sehr spröde tat und zuerst nichts davon wissen wollte, seine Abgeschiedenheit wieder aufzugeben. Man wird dieses Zaudern richtig verstehen müssen: er wollte Sicherheit und Rückhalt haben, er wollte sich nicht noch einmal der Gefahr aussetzen, beiseite geschoben zu werden. So war er zuerst sehr zurückhaltend, erklärte sich über vieles Drängen höchstens dazu bereit, das Heer zu werben, und als der Zauber seines Namens wieder wirkte und binnen kurzem Tausende und Tausende unter seine Fahnen strömten, da kostete es die höchste Anstrengung, um ihn dazu zu bringen, das Heer auch zu kommandieren. Wiederholten persönlichen Bemühungen seines Freundes Eggenberg gelang es endlich. In dem Vertrage von Göllersdorf — April 1632 — sind die Bedingungen festgelegt worden, unter denen Wallenstein das Oberkommando des Heeres wieder übernahm. Sie geben

ihm unbeschränkte Gewalt über das Heer, mit dem Rechte der Ernennung der Offiziere bis zum General hinauf, das unbedingte Straf- und Gnadenrecht, das Recht Kontributionen nach Gutdünken zu verhängen, mit den Feinden nach Belieben Verhandlungen anzuknüpfen. Große Bezahlung ward für den Generalissimus ausbedungen und Entschädigung durch einen Landbesitz. In den ersten Sätzen liegt die Hauptsache; nicht mehr der Kaiser war Herr des Heeres, sondern der General, nicht mehr der Kaiser hatte über Krieg und Frieden zu entscheiden, sondern Wallenstein; selbst in der Behandlung der religiösen Fragen waren ihm Sonderrechte zugestanden worden. Ein Zeitgenosse, der Herzog von Lauenburg, urteilt: „ich getröste mich, daß der General itzo so viel ist, als der Kaiser selber.“ Wir besitzen freilich nur den Entwurf dieses Vertrags, kein Original; wir wissen nicht, ob letzteres je bestanden hat, oder ob es später vom Wiener Hofe vertilgt worden ist, wir wissen nicht, ob es den Namenszug Wallensteins getragen hat, ob es beschworen worden ist; aber die Verhältnisse und die folgenden Handlungen machen den Inhalt des Entwurfs glaubwürdig, wie auch Berichte fremder Gesandten seine Richtigkeit bestätigen. Das war ein Vertrag, den die kaiserliche Diplomatie in der höchsten Not eingehen konnte, der aber unmöglich durchzuführen war, sollte die Autorität des Kaisers nicht angetastet werden, sollte die Macht des Generalissimus nicht übergewaltig emporwachsen. Es gab bei einem solchen Vertrage nur zweierlei; entweder der Herzog von Friedland beschied sich und gehorsamte ohne Rücksicht auf die ihm zugestandene Machtvollkommenheit den Anordnungen des Kaisers, oder letzterer mußte so bald als möglich den Vertrag illusorisch machen, indem er den General zur Unterwürfigkeit zwang oder ihn sonst unschädlich machte. Wallenstein hat das erstere nicht getan; er wollte die gewonnene Macht nicht aus der Hand geben, sondern sie gegen jeden, im Notfall auch gegen den Kaiser selbst durchsetzen; so blieb nichts anderes zu erwarten, als der Konflikt mit dem Wiener Hofe. Zunächst freilich in den Flitterwochen der neuen Verbindung deckten sich die Interessen der beiden Machthaber. Wallenstein mußte sich erst wieder in Respekt bei seinen Gegnern setzen; solange Gustav Adolf auf deutschem Boden weilte, war überhaupt für seine kühnen Pläne nichts zu hoffen. So schlug er energisch auf

den Feind los; die Sachsen wurden aus Böhmen hinausgetrieben, Prag leicht erobert. Währenddem war der Schwede vom Rhein zurückgekommen nach Bayern, hatte den sich ihm entgegenstellenden Tilly am Lech völlig geschlagen; der ligistische Feldherr war an den Folgen einer in dieser Schlacht erhaltenen Wunde gestorben. Darauf nahm Gustav Adolf München ein und belagerte den bayrischen Kurfürsten in Ingolstadt. Wallenstein erlebte den Triumph, daß Maximilian selbst ihn zur Hilfe ins Land rief. Er folgte dem Rufe. Gustav Adolf gab die Belagerung auf und stellte sich dem Gegner; in der Nähe von Nürnberg, bei Fürth, bezogen die beiden befestigte Lager. Wer auf der „alten Veste" bei Fürth steht, übersieht die reizende Gegend, in der in heißen Sommerwochen damals gekämpft wurde. Zur offenen Feldschlacht ließ sich Wallenstein nicht zwingen; Angriffe auf sein wohlverschanztes Lager mißrieten, so mußte Gustav Adolf aus Mangel an Lebensmitteln endlich abziehen. Mit Recht konnte der kaiserliche General ihm höhnisch nachsagen, der König habe sich bei dieser Impresa gewaltig die Hörner abgestoßen. Nach dem Abzuge der Schweden rückt Wallenstein gegen das wehrlose Sachsen los, dessen Armee nach Schlesien abgezogen war. Er brandschatzt die sächsischen Lande auf das furchtbarste; klar mußte ihrem Fürsten es gemacht werden, was für ein rachsüchtiger, gefährlicher Feind der Friedländer sei und wie es das klügste wäre, mit ihm sich zu vertragen. Aber anstatt Friedensanträge zu stellen, riefen Johann Georg und sein Arnim den Schwedenkönig zu Hilfe. Er kam eilends heran und auf der blutgetränkten Ebene, die Leipzig umgibt, bei Lützen, kommt es zur Schlacht. Sie bleibt unentschieden; zwar behaupten die Schweden das Schlachtfeld während der Nacht, aber sie erleiden den größten Verlust, den sie erleiden können: ihr König fällt. Damit ist Wallensteins gefährlichster Gegner aus der Welt geschafft. Freilich, wenn man gehofft hatte, daß Schweden überhaupt jetzt aus dem Kriege ausscheiden werde, sah man sich arg enttäuscht. In zielbewußter Weise wird die schwedische Politik durch den Kanzler Oxenstjerna weitergeführt, tüchtige Generäle treten des Königs militärische Erbschaft an. Ein deutscher Fürst hofft durch schwedische und französische Hilfe — welch letztere sich immer aufdringlicher bemerkbar macht — in Deutschland ein großes Fürstentum zu gründen: Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.

Die Kriegsereignisse der nächsten Monate sind rasch erzählt. Wallenstein geht zuerst nach Böhmen zurück; hält strengstes Strafgericht über seine Offiziere, die angeblich bei Lützen ihre Schuldigkeit nicht getan hatten, und ergänzt sein Heer. Dann bleibt er lange untätig stehen; währenddem breiten die Schweden und Bernhard ihre Herrschaft aus; die Stifte Bamberg und Würzburg werden von letzterem besetzt, im November 1633 wird Regensburg eingenommen: das Donautal liegt vor ihm offen; der Vormarsch nach Österreich, gegen Wien zu, wird möglich. Kurz vorher war Wallenstein plötzlich losgebrochen, nach Schlesien hinein; bei Steinau hatte er Sachsen und Schweden überfallen und ihnen schwere Verluste beigebracht. Jetzt wird er dringend nach der Donau gerufen, um den Vormarsch Bernhards zu hemmen. Er folgt anscheinend dem Befehle, rückt mitten im Winter bis an das Fichtelgebirge und den Böhmerwald, macht da plötzlich Halt, angeblich vor der Strenge des schneereichen Winters, der weiteres Vorrücken untunlich erscheinen läßt, geht dann sogar bis Pilsen zurück, wohin er auch seine Truppen konzentriert, deren äußerste Scharen in Prag und Eger liegen. In Wien hatte man Grund, über das Verhalten des Generals in diesem Kriegsjahre sehr ungehalten zu sein. Statt wie man erwartet hatte, die durch den Tod des Schwedenkönigs geschaffene günstige Lage auszunützen, hatte er untätig kostbare Monate verstreichen lassen. Nichts war gegen Bernhard von Weimar unternommen, nicht einmal der Sachse war zum Frieden gezwungen worden; statt daß das Feindesland sein Heer ernährte, mußten österreichische Provinzen die ungeheuren Kosten dafür aufbringen. Nach monatelanger Untätigkeit war endlich der Schlag von Steinau geführt worden; aber auch das blieb ein Schlag ins Wasser; es schien, als ob Wallenstein nur im Sinne hatte, sein eigenes Herzogtum Friedland zu schützen. Dann kam der Vormarsch gegen Bernhard, abermals konnte man eine große Waffentat erwarten, neuerlich sah man sich enttäuscht; plötzlich zog er sich zurück, statt zum mindesten eine den Weimarer bedrohende Stellung einzunehmen. Selbst Wallensteins Freund, Eggenberg, urteilt damals: „diese Resolution des Friedländers, daß er gleichsam in Angesicht des Feindes zurückgezogen, könne kein Mensch gutheißen. Des Herzogs Rückzug . . . sei das schädlichste, gefährlichste und unbedachtsamste Werk, was der

Herzog jemals getan habe.“ Da hatten auch die Gegner Wallensteins am Wiener Hofe leichtes Spiel; sie verlangten, daß ein Gegengewicht gegen seine militärische Allmacht geschaffen werde: es wurde beschlossen, aus Italien ein zweites Heer unter dem Kardinal-Infanten von Spanien, Ferdinand, dem Bruder König Philipps IV., nach Deutschland zu schicken. Zur Stärkung desselben und zur Schwächung des eigenen sollte Wallenstein einen Teil seiner Truppen unter General Gallas, sechstausend Reiter, abgeben. Das war eine offenbare Verletzung des Göllersdorfer Vertrags, in dem diese Möglichkeit vorgeahnt worden war, und zu entgegengesetzten Bestimmungen Anlaß gegeben hatte: kein zweites Heer sollte neben Wallenstein aufgestellt werden dürfen, und dieser unbedingt Herr über seine eigenen Truppen bleiben. Das lag eben im Inhalte jenes Vertrags, das war seine geheime Lüge, daß die genaue Durchführung desselben nicht möglich war. Ebenso hatte Wallenstein seinen Vollmachten entsprechend mit den Sachsen Verhandlungen angeknüpft, was gleichfalls in Wien ihm zu seinen Lasten geschrieben worden war. Gestützt auf Vermutungen, Verdächtigungen, beeinflußt durch die sonderbare militärische Haltung des Generals, wurde in Wien die Behauptung aufgestellt, Wallenstein sinne Verrat am Kaiser; in steigernder Erregung wird beschlossen, sich dagegen zu schützen, seine Untergeneräle der kaiserlichen Sache zu sichern und ihn seines Kommandos zu entkleiden, ja sich seiner für alle Fälle zu bemächtigen. Bei dieser Stufenleiter des Verhaltens des Wiener Hofs und seiner Anschauungen über den Friedländer kann es nicht überraschen, wenn man endlich dort auf der letzten Stufe anlangt: dem Befehle, ihn lebendig oder tot zu ergreifen.

Es ist zweifellos, daß der Herzog bald nach der Schlacht bei Lützen wirklich mit den Gegnern des Kaisers in Verbindung getreten ist, mit den Sachsen, den Schweden, den böhmischen Emigranten. Das war wie gesagt sein Recht gewesen. Allerdings hatte man im Göllersdorfer Vertrage von kaiserlicher Seite doch nur an Verhandlungen denken können, die im Sinne kaiserlicher Politik geführt würden; und es ist doch sehr die Frage, ob Wallenstein jetzt 1633 noch viel Rücksicht auf den Kaiser genommen hat. Er treibt seine eigene Politik. Sie läßt sich wohl am besten durch die Worte charakterisieren, die

er damals zu dem Vertreter der Böhmen, zu dem Oberst Bubna, sprach: „Sind wir nicht Erzlappen, daß wir einander die Köpfe zerschmeißen um anderer willen, da wir uns doch ... Frieden machen könnten?" Kein Zweifel, er will Frieden im Reiche machen; er sieht nichts Gutes voraus für Deutschland und Österreich von einem verlängerten Kriege, in den sich das Ausland, Schweden, Frankreich, aber auch Spanien immer mehr einmischen könnten. Ebensowenig als Wallenstein jemals Tscheche gewesen ist, war er aber darin etwa nationaler Deutscher und prinzipieller Fremdenhasser; nur aus staatlichen, politischen Gründen wollte er den Ausgleich innerhalb des Reiches ohne Ausland geschaffen wissen. Er hat, wie die folgenden schrecklichen Kriegsjahre gelehrt haben, mit seinem Friedenswunsche unbedingt recht gehabt. Er hatte auch recht in der Empfindung, daß man zwischen den Religionsparteien eben einen Ausgleich treffen müsse, daß von einem Siege des Katholizismus, wie er etwa in der Durchführung des Restitutionsediktes gelegen war, keine Rede sein könne. Und eben deshalb hatte er auch recht, anzunehmen, der Kaiser werde nicht gutwillig in einen der katholischen Religion abträglichen Frieden willigen. Es scheint fast vermessen jetzt, nahezu dreihundert Jahre später, dem Friedländer nachrechnen zu wollen, was er damals gewollt, und es ist bekannt, daß darüber die Ansichten weit auseinander gehen: die einen meinen, des Friedländers schwärzester Verrat habe das Vorgehen des Wiener Hofes vollauf gerechtfertigt, die anderen sagen, nur durch des letzteren schnöden Undank sei der General den Feinden in die Arme getrieben worden. Darf der ruhige Beobachter nicht dennoch der Vermutung Raum geben, daß es die Verhältnisse waren, die verschiedenen Standpunkte, von denen Wallenstein und Ferdinand II. die Welt und die Menschen betrachteten, die Unmöglichkeit, auf Grund des Göllersdorfer Vertrages zu einer ehrlichen Abkunft zu kommen, daß es endlich der Ehrgeiz Wallensteins und die Treulosigkeit der Zeit gewesen sind, die zusammen den großen Konflikt herbeiführen mußten? Wallenstein will den Frieden, er will für sich eine hohe gewaltige Stellung, er will sie gleichfalls in Frieden unter allgemeiner Anerkennung genießen. Den Frieden und die Machtstellung und ihre Anerkennung muß er mit allen Mitteln durchsetzen, sie Freund und Feind nötigenfalls mit Gewalt abtrotzen. Er wähnt sich seiner Offiziere, seiner Armee unbedingt sicher; ge-

stützt auf dieselben, gedenkt er seine Bedingungen vorzuschreiben. Er kümmert sich zunächst um Wien nicht; er glaubt des Kaisers Regierung machtlos. Er verhandelt mit den Gegnern. Die Sachsen sind leicht gefunden; sie wünschen im Grunde genommen auch nur einen günstigen Frieden. Schwerer ist es mit den Böhmen, die möchten die Wiederkehr der Verhältnisse vor der Schlacht am weißen Berge; das ist für Wallenstein unmöglich, denn gerade durch den Umschwung der Dinge nach 1620 ist er emporgekommen. Die Böhmen wollen ein nationales Reich bilden, sie bieten offenbar dem Wallensteiner selbst die Krone an; der antwortet darauf: „Was die Krone beträfe, das wäre ein groß' Schelmenstück!" Es wäre mehr, es wäre eine politische Dummheit, denn niemals würden die Habsburger sich das gefallen lassen, das würde nicht Frieden, sondern ewigen Krieg mit sich führen. Da lag es doch viel näher, seine nordböhmischen Besitzungen mit schlesischem Gebiete, mit lausitzischem, zu ergänzen; genug Gelegenheit zum Landerwerb gab es im Reiche, genug anscheinend herrenloses Gut. Sehr gleichgültig ließen vermutlich Wallenstein die böhmischen nationalen Träume. Am schwersten war die Verhandlung mit Schweden. Denn die wollte er ja aus dem Reiche „schmeißen", die mußten unschädlich gemacht, getäuscht, übertölpelt werden. Sehr schwierig waren daher die Praktiken, die Wallenstein 1633 geführt hat. Und aus diesen Schwierigkeiten, aus dem Bestreben des Generals, die Trumpfkarten allein in der Hand zu halten, ist die Sprunghaftigkeit seiner Politik zu erklären: das Stillestehen, der plötzliche Angriff auf die Feinde, der Vormarsch in die böhmischen Grenzwälder, der Rückzug auf Pilsen. Jetzt, Anfang 1634, mußte er merken, daß er die Kraft des Wiener Hofes sehr unterschätzt, die Macht und die Bereitwilligkeit seiner dortigen Freunde sehr überschätzt habe, daß man seinen früher einmal ausgesprochenen Wunsch nicht berücksichtigen werde: „Dächte ich so viel an meiner Seele Seligkeit als an des Kaisers Dienst, so käme ich gewiß in kein Fegefeuer, viel weniger in die Hölle. Will man mich in Kaisers Dienst mit Gusto erhalten, lasse man mich machen, nach dem ich in meinem Gewissen befindt, daß dem Kaiser zu Nutz ist." Kein Gewährenlassen, sondern offene Feindseligkeit hatte er zu gewärtigen. Und auch bei den Feinden hatte er nichts erreicht, sie im Gegenteile durch seine widerspruchsvolle Haltung kopfscheu gemacht. Für sie hatten seine Anträge nur Wert,

wenn sie ganz aufrichtig gemeint waren, wenn Wallenstein mit seinem ganzen Heere zu ihnen überging. Aber von ihm sich an der Nase herumführen lassen, wollten sie begreiflicherweise nicht. Wallenstein hatte sich seine Stellung so gedacht, daß er die Verhältnisse meistern könnte, und nun meisterten die Verhältnisse ihn. Doch glaubte er Anfang 1634 noch nichts verloren; auf die Treue seiner Armee baute er unbedingt; durch besondere Reverse wollte er die Offiziere noch mehr an sich ketten, die alles, Stellung, Vermögen, Ruhm, Ansehen ihm verdankten. Was der Kaiser ihm nicht hielt, was er dem Kaiser nicht hielt, was nicht im Geiste der Zeit lag: die Treue, die erwartete er von seinen Soldaten, aber auch er ward da enttäuscht. Schon lange arbeiteten, ohne sein Vorwissen, geheime Einflüsse unter seinen Offizieren. Und Piccolomini (es gibt, nebenbei gesagt, nur einen Octavio, keinen Sohn Max), Gallas, Collalto, sie alle vertrauten mehr dem Sterne des Kaisers, als dem ihres Feldherrn. Es mögen persönliche Motive hinzukommen, das harte, scharfe Benehmen Wallensteins, die Gewalttätigkeit, mit der er nach Lützen seine Offiziere bestraft, seine Unnahbarkeit, die keine Freundschaft aufkommen ließ; vielleicht haben bei einzelnen der Italiener auch religiöse Bedenken mitgewirkt; am wenigsten hat sie jedenfalls das Gefühl der Treue gegen den Kaiser beeinflußt, sondern nur der reinste Eigennutz, der hohen Lohn beim Abfall von Wallenstein erwartete und dann auch bekam. Nun war dieser ein höchst gefährlicher Gegner, der viel wußte, dessen Übergang zum Feinde auch mit geringer Macht bedenklich ward, so wurde sein Tod in der Armee selbst früher beschlossen als in Wien. Noch ehe der Befehl aus Wien kam, sich des Friedländers um jeden Preis zu bemächtigen, war er eine Leiche. Im Februar 1634 brach das Luftschloß Wallensteins zusammen; die Prager Garnison fiel von ihm ab, aus Pilsen entwichen seine früheren Freunde, andere, die er rief, kamen nicht, Piccolomini, Gallas kündeten ihm den Dienst. Schleunig brach er gegen Eger auf, wo er sich in Sicherheit wähnte, wo er den Schweden nahe war, die er jetzt herbeirufen mußte; und in Eger traf ihn in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1634 der Mordstahl. Drei Ausländer, Gordon, Leslie, Butler, die beiden ersteren Protestanten, sind an dem Komplotte beteiligt, das der Hauptmann Deveroux wenige Stunden später durch die Ermordung Wallensteins krönte.

Seinem Andenken wurde der Prozeß gemacht; nun der Löwe tot war, kamen die Hunde aus allen Winkeln gekrochen; sonnenklar ward der Verrat bewiesen, den man beweisen wollte; seine Güter und die seiner Anhänger wurden zum größten Teile konfisziert, Piccolomini erhielt Nachod, Gallas Friedland, Aldringen Teplitz; ein viel kleineres, immerhin aber noch stattliches Anwesen war es, das seiner Frau und Tochter blieb (Elisabeth, damals 9 Jahre alt) und das später mit der Hand dieser Tochter an den Grafen Kaunitz kam. Und die Leiche Wallensteins mußte wandern, bis sie spät in Münchengrätz Ruhe fand.

Was der Friedländer in seiner ehrgeizigen Seele geträumt, wer könnte das heute künden. Welche Krone ihm genügend glänzend gedünkt? Ob er in tiefverschwiegenen Momenten, wo die Phantasie über Klugheit und Politik hinweg in unermeßliche Fernen streift, an die Kaiserkrone, die böhmische Königskrone, einen Kurhut gedacht oder mit dem Herzogshute sich begnügen wollte? Wir haben einen Mann vor uns, der mit glänzenden Gaben des Verstandes, mit ungewöhnlichen organisatorischen Fähigkeiten ausgestattet, aber skrupellos und rücksichtslos ist, der weit hinausgreifen will über den Platz, den ihm Abstammung und Rang gegeben haben. Seine kühnen Berechnungen erweisen sich als trügerisch, vergebens verlangt er von der Mitwelt Eigenschaften, die sie nicht hat und die auch er nicht kennt. „Die Sterne lügen nicht", läßt ihn Schiller sagen; er selbst hat die Sterne zu Lügnern gemacht, da er ihnen Gedanken angedichtet, die nur er allein gehegt. Mit ihm ging das Große unter, das er den deutschen Landen schenken wollte, die Hoffnung auf Frieden: noch vierzehn Jahre tobte der männermordende Krieg auf deutscher Erde, zu furchtbarem Unheil unserem Vaterlande!

V.

Der Große Kurfürst.

Man teilt den Dreißigjährigen Krieg in Geschichtsbüchern gerne in vier Perioden ein: die pfälzisch-böhmische, dänische, schwedische, schwedisch-französische; es hätte mehr Bedeutung, ihn von dem Standpunkte der deutschen Interessen in die Zeit des katholischen Aufschwunges bis 1630, von da in die Zeit des

katholischen Rückganges zu sondern; um die großen Fragen der Religion wird gekämpft; es ist bald nach dem Tode Wallensteins klar, daß eine katholische Reaktion nicht mehr eintreten, daß von einer Zurückdrängung des Protestantismus etwa in die Grenzen von 1555 nicht mehr die Rede sein kann: trotz des Sieges, den der junge römische König und der ihm beigeordnete Wallensteinsche General Gallas 1634 bei Nördlingen über die Schweden erringen, wird schon im nächsten Jahre der Friede von Prag mit Sachsen, Brandenburg, den meisten protestantischen Ständen im Reiche abgeschlossen, durch den die religiöse Frage dahin geregelt wird, daß die eingezogenen geistlichen Güter — oder die protestantisch gewordenen — auf vierzig Jahre ihren Besitzern bleiben sollten; ein Aufschub, der doch nichts anderes bedeutete, als ein Zugeständnis, das sich unter eine ausweichende Form versteckte; damit war über das Schicksal der Protestanten und Katholiken entschieden. Die ersteren hatten ihren Besitzstand behauptet; wenn auch Jägerndorf und die Oberpfalz an katholische Fürsten verloren gegangen waren, so kam dafür durch den Prager Frieden das reiche Gebiet der Lausitz von Böhmen an Sachsen. Aber auch der Katholizismus hatte Musterung über seine Leute gehalten und sich zu einer Partei aufgeschwungen, die nicht mehr vernachlässigt werden konnte und sich ihrer Kraft bewußt war; es ist der Höhepunkt der Gegenreformation, der da inmitten des großen Krieges erreicht worden ist. Und noch eines. Die religiösen Gegensätze verlieren in dem furchtbaren Jammer des Krieges, in der Abwehr gegen den Ansturm des Auslandes an Schärfe; das Gemeinsame wird mehr betont als das Trennen. Man nimmt die vorhandenen Verhältnisse als gegeben an und schickt sich hinein. Wohl finden auch später noch Übertritte von dieser zu jener Konfession statt, aber es waren doch seltenere Fälle, im großen und ganzen ist die religiöse Entwicklung Deutschlands vollendet. Was jetzt noch folgt in den dreizehn Jahren von 1635—48, ist der verzweifelte Kampf Deutschlands gegen die Fremden. Die Schweden setzen zielbewußt die großen Pläne ihres gefallenen Königs unter dem Kanzler Oxenstjerna, unter den Generälen Banér, Torstenson, Wrangel, Königsmark fort; sie kämpfen um eine „Assekuration", um eine Sicherung ihrer Stellung an der Ostsee, sie kämpfen um eine „Satisfaktion", zum Ersatz der gehabten Auslagen. Gleichzeitig greift Frankreich machtvoll ein:

die französischen Grenzen sollen vorgeschoben werden. Es beginnt der Kampf um die natürlichen Grenzen Frankreichs: im Süden die Pyrenäen, im Osten der Rhein, im Norden das Meer. Die ganze Politik Richelieus, Mazarins, Ludwigs XIV. gipfelt in diesem Bestreben, an Stelle der Ausdehnung über Italien tritt dieses neue Ziel. Die Zeit, in welcher persönlicher Ehrgeiz inmitten der erregten Verhältnisse eigene Beute finden will, geht rasch vorüber: Gustav Adolf, Wallenstein, Bernhard von Sachsen-Weimar — obwohl man letzterem zu viel Ehre erweist, wenn man ihn in einem Atem mit den beiden anderen nennt — sie alle schwinden rasch dahin und rein dynastische, staatliche Zwecke entscheiden. Schweden will Pommern, dessen Herrscherstamm 1637 ausstirbt, und wichtige Häfen an Ost- und Nordsee erobern, Frankreich vor allem das Elsaß. Und so wird unser deutsches Vaterland noch über ein Jahrzehnt auf das grauenvollste verwüstet, bis endlich Frieden wird. Während die Franzosen mehr am Rheine kämpfen, von wo sie aber unaufhörlich bis nach Württemberg und Bayern vordringen, durchziehen die Schweden Deutschland kreuz und quer. Sie siegen bei Wittstock 1636 und Breitenfeld 1642 über die Kaiserlichen, sie bedrohen die österreichischen Erblande, werden da durch das Eingreifen des Dänenkönigs, der Schweden nicht allzu mächtig lassen will, abgerufen; durch ganz Deutschland geht ihr Rückzug; die Dänen werden zur Ruhe gewiesen; neuerlich bringen die Schweden dann wieder vor, fallen in Böhmen ein, schlagen das kaiserliche Heer bei Jankau, erobern fast ganz Mähren, belagern Brünn. Die Belagerung mißlingt; der Schwede wendet sich nach Deutschland zurück, vereinigt sich mit dem Franzosen und beide zwingen den treuesten Bundesgenossen des Kaisers, den Bayernfürsten, zum Waffenstillstand. Sein Land wird verheert; wieder dringen die schwedischen Truppen in Böhmen ein, bis sie auf der Kleinseite von Prag, dort, wo 1618 mit dem Fenstersturze der kaiserlichen Statthalter aus dem Hradschiner Schlosse der Streit ausgebrochen war, von der Kunde des abgeschlossenen Friedens überrascht werden. Aber noch vergehen Jahre, bis die schwedischen Truppen — es sind vielfach Deutsche selbst, die unter schwedischen Fahnen kämpfen — den deutschen Boden verlassen oder sich auflösen; beinahe mit jedem Regimente muß noch über Assekuration und Satisfaktion abgesondert verhandelt werden.

Und was war mittlerweile aus Deutschland geworden? ein rauchender Trümmerhaufen. Das Recht und die Sicherheit hatten aufgehört hier zu wohnen. Jede Art von regelmäßigem Geschäftsbetrieb mußte stocken, da der Kaufherr, der Handwerker, der Bauer die Früchte seines Fleißes rechtlos den nächsten besten Beutemachern überlassen sah. Eine Zeitlang hatte der Bauer, mit der Flinte in der Hand, den Boden bestellt; als er erfahren mußte, wie der Ertrag seines Schweißes in ein paar Stunden von der Soldateska niedergetreten, geraubt, verwüstet wurde, da lohnte ihm die Arbeit nicht mehr, lieber griff er selbst zur Muskete, um mitzurauben, dabei lebte sich's besser. Denn nicht nur durch den unabwendbaren Drang des Krieges, für den Unterhalt der Truppen, wurden Lebensmittel vernichtet und verwendet; was eine Schar Soldaten selbst nicht brauchte und nicht mitnehmen konnte, das wurde zerstört, schlechthin aus Freude am Zerstören, aus Mißgunst, daß es nicht andere fänden. Und was die durch Kampf und erbeuteten Wein aufgepeitschten Sinne an Frauen und Jungfrauen verübt, das läßt sich nicht schildern. Die Bestie im Menschen war losgelassen und herrschte schrankenlos; die Kugel des Feindes konnte morgen treffen, da galt es noch, das Heute zu genießen. Liegt das Land verödet, verwüstet, sind die Dörfer verlassen, so herrscht auf der Landstraße eine Unsicherheit, die Handel und Wandel unmöglich macht; und auch die Städte müssen in Wehr und Waffen stehen, sich durch hohe Geldzahlungen vor ärgeren Drangsalen sichern; der Handwerker muß viel öfter die Partisane, die Büchse führen, als die Axt und die Ahle; und trotzdem fallen auch viele Städte der ärgsten Verwüstung, ja selbst der Zerstörung anheim, wie beispielsweise das arme Magdeburg zu zweien Malen. Keinen Schutz gewährten die festen Schlösser der Herren; vor den sich immer mehr ausbildenden Kartaunen, Feldschlangen, Mörsern konnten sie nicht standhalten und eine so berannte und eroberte Burg lohnte doch oft an Kostbarkeiten, Geräten, Waffen und Wein den Sturm.

Bildung und Sitte konnten in dieser Zeit nicht gedeihen; von einem Unterricht, besonders der niederen Schulen, war nicht die Rede; die Jugend wuchs in der Not der Zeit heran, wie sie wollte; ein kühnes herrliches Leben schien ihr das Soldatenleben, die Soldaten waren die Herren in Deutschland;

wie sie sich räusperten und wie sie spuckten, das wurde ihnen emsig abgeguckt: das Schwert und das Gold, sie wurden Regenten; Treue, Anhänglichkeit, Rechtschaffenheit, Zucht und Ehrbarkeit waren Märlein aus verklungenen Tagen.

Und als die Kirchenglocken dann durch Deutschland hindurch schallten und den abgeschlossenen Frieden verkündeten, da fanden sie ein neues Geschlecht, das groß geworden war in unbändiger Freiheit, in Roheit, Kampf und Zügellosigkeit, das sich nicht gleich in die Friedenszeit, in die obrigkeitliche Führung, in die Achtung vor den Gesetzen schicken konnte. Fertigkeiten waren verloren gegangen, die erst mühsam wieder gewonnen wurden; die Hand, die das Schwert geschwungen, hatte verlernt den Pflug zu führen; es fehlte vor allem an Menschen. Da war es kein Wunder, wenn jetzt die Landesherren mit allen Mitteln eingreifen mußten, um abzuhelfen; der Eintritt mannbarer Leute in die Klöster wurde verboten; Doppel- und dreifache Ehen mit Vorwissen der Kirche geduldet. Aber Jahrzehnte mußten vergehen, bis wieder überall in Deutschland die Fluren prangten, Obstbäume Früchte trugen, die Handelskarawanen ruhselig ihre Straße zogen, die Dorfschulmeister, die zuerst meist abgedankte Soldaten waren, etwas kenntnisreicher geworden waren, das Handwerk wieder seinen goldnen Boden fand, die Kunst das Leben zu verschönern begann und die Dichtkunst es der Mühe wert hielt, neue Verse zu schmieden.

Unbarmherzig war auch in diesen Stürmen an der Autorität des Kaisertums in Deutschland gerüttelt worden. Die vollständige Schwäche Rudolfs II., die Ohnmacht Mathias', hatte die Fürsten selbständig gemacht; als ihnen in Ferdinand II. nun ein entschiedener Wille entgegentrat, da konnten sie erkennen, wie er der Kaiser einer bestimmten Partei blieb, wie er gestützt auf Spanier und Jesuiten ein neues Regiment aufrichten wollte gegen die Mehrheit des deutschen Volkes. Erst im letzten Jahrzehnte des Krieges trat sein Sohn, Ferdinand III., wiederum als Schützer und Mehrer des Reichs gegen die auswärtigen Feinde auf; kaiserliche Heere sind es ja, die gegen die Schweden und Franzosen kämpfen, aber viel zu schwach und ungenügend ist des Kaisers Majestät dazu, viel zweckmäßiger und sicherer ist es, wenn die deutschen Fürsten selbst ihr Schicksal in die Hand nehmen und mit den Fremden verhandeln. So sehr die

religiösen Unterschiede sich unter dem Kriegslärm abschwächen, so sehr wachsen die staatlichen, territorialen heran. Vier Fürstengeschlechter ragen damals unter den Deutschen hervor: die Wittelsbacher streng geschieden in einen katholischen bayerischen und einen protestantischen Pfälzer Zweig; von heißem Haß gegeneinander erfüllt; die Oberpfalz war an Bayern verloren gegangen, ebenso der Rang eines ersten weltlichen Kurfürsten; als neuer achter Kurfürst war der Pfälzer den Wahlfürsten angereiht worden. Die Welfen, protestantisch, wie die anderen Geschlechter, von denen hier noch die Rede sein soll; geschieden in drei, vier Familien, aber ehrgeizig, tüchtig, vor allem ebenfalls nach dem Kurhute strebend. Die Wettiner, über die außerordentlich fruchtbaren sächsischen Länder herrschend, seit 1381 in zwei große Familien geschieden, die Thüringer und die Dresden-Meißner. Die erstere mit dem Kurhut begnadet zunächst hervorragend, bis der Dresdner Herzog Moritz ihnen denselben entreißt und seinem Stamme die Herrschaft sichert, während die Thüringer jetzt in eine ganze Reihe kleiner Fürstentümer zerfallen und damit jede Bedeutung verlieren. Vergrößert durch die Lausitz, im Besitze des wertvollen Bistums Magdeburg nehmen die Sachsen an der oberen Elbe eine überaus bedeutsame Stellung ein. Endlich die Hohenzollern. Verhältnismäßig spät ist dieses Geschlecht in der deutschen Geschichte nachweisbar. Gefällige Genealogen haben früher und später dasselbe in schwindelnde Fernen alter Zeiten hinaufgeführt; es war in früheren Jahrhunderten leicht eine Brücke zu schlagen zu Julius Cäsar oder gar zu einem Propheten des Alten Testaments: mit Sicherheit können wir im 11. Jahrhunderte zum ersten Male einen Grafen nachweisen, der seinen Namen nach der schwäbischen Burg zum „Hohen Zollern" trägt. Die Familie blüht rasch heran, Gott Hymen mischt sich hinein, um ihren Besitz zu vergrößern, schwäbisches Land wird mit reichen fränkischen Besitzungen verbunden, aus denen später die Fürstentümer Ansbach, Bayreuth und Kulmbach entstanden sind. 1227 trennen sich die beiden Linien, die schwäbische und fränkische; die erstere, die katholisch geblieben ist, hat 1849 ihr Land der anderen freiwillig übertragen und ist erst in neuer Zeit mehr hervorgetreten, als einer von ihr ausersehen ward die Königskrone von Spanien zu tragen und damit den Krieg von 1870 heraufbeschworen hat, ein anderer tatsächlich die Krone von Rumänien erhielt, die er heute noch

in Ehren trägt. Viel reicherer Glanz aber erhöhte die fränkische Linie, die in Luthers Zeiten zur neuen Lehre, dann Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zum Calvinismus übergetreten ist: durch tüchtige Männer erwarb sie frühzeitig Amt und Ansehen; Burggrafen von Nürnberg sind sie geworden, haben aber bald die alte Burg selbst der Reichsstadt verkauft und sich auf die Regierung ihrer fränkischen Besitzungen beschränkt. Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sind sie in Beziehung getreten mit der Mark Brandenburg. Zur Abwehr gegen den slawischen Feind waren da eine Reihe von Grenzländern geschaffen worden, die die Verteidigung des weiter westwärts gelegenen Landes zu besorgen hatten: Marken. So die Altmark, Neumark, Uckermark, die dann mit anliegenden Landesteilen vereinigt die Mark Brandenburg gebildet haben. Sie ist zuerst von sächsischen Grafen verwaltet worden, kam später in den Besitz der Wittelsbacher und Luxemburger; sie gerät in Verbindung mit Böhmen. Frühzeitig machen sich dort unbotmäßiger Adel und frei emporstrebende Städte — vor allem die Schwesterstädte Berlin und Cöln an der Spree — bemerkbar. Kaiser Sigismund ist nicht mehr imstande, das weite Gebiet seiner Erblande zugleich mit dem Kaisertume zu beherrschen; besonders das in völliger Auflösung und Gärung befindliche brandenburgische Gebiet verursacht ihm Sorge; so löst er es ab und übergibt es 1415 dem Burggrafen Friedrich von Zollern zur eigenen Verwaltung, belehnt ihn zwei Jahre später, 1417, feierlich mit dem Kurhute. Von diesen Tagen bleiben Land und Familie unzertrennbar miteinander verbunden und begründen die Größe des Geschlechts. Es ist ein Geschlecht, dem der Himmel eine Reihe tüchtiger sorgsamer Regenten geschenkt hat, die es verstanden, Ordnung im Innern zu halten und nach außen hin den Besitz in glücklicher Art zu mehren, die es aber auch verstanden haben, aus der Reihe der Untertanen taugliche Kräfte auszulesen, mögen diese nun mehr als Handlanger ihren Herren gedient haben, mögen sie oft die Gestalt des eigenen Fürsten um Haupteslänge überragt haben; nicht nur die Treue des Volkes gegen den Herrn war das Glück der Zollern, auch die Treue der Fürsten gegen ihre Untertanen hat sie ausgezeichnet.

Mit schwerer Mühe haben sie nun zunächst in der Mark Brandenburg Ordnung gemacht; die Unbotmäßigkeit der adligen Herren, wie der Quitzows, gebrochen, das Freiheitsgelüst der

Städte gebändigt; es ist das nicht auf einmal geschehen und nicht ohne spätere Nachwehen geblieben, aber die Fürsten haben ihre Autorität durchgesetzt. Es war das erste Reichsland, das indirekte Steuern eingeführt bekommen hat; damit sichere Einnahmen für die Verteidigung und Verwaltung des Landes. Bier und Korn waren die Produkte, die dieser Besteuerung, der Akzise, unterworfen gewesen sind. Fast ohne Ausnahme sind die Zollern treue Vasallen der deutschen Kaiser und treue Anhänger der Habsburger gewesen, was ihnen eine ganze Reihe von Vorteilen und Aussichten eröffnet hat. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde einer der fränkischen Hohenzollern — die fränkischen Fürstentümer sind bald von der Mark Brandenburg abgetrennt worden — zum Hochmeister des deutschen Ritterordens gewählt; seitdem blieb diese Würde bei der Familie. Er beherrschte Ostpreußen mit Königsberg, Thorn, während Westpreußen mit Danzig polnisches Eigentum war. Früh hatte der Ritterorden nach heftiger aber unglücklicher Gegenwehr sein Land von Polen zu Lehen nehmen müssen. Mit breiter Macht schiebt sich dazumal das Land Polen von den Ufern des Schwarzen Meeres bis zur Ostsee hinauf, Nachbar der Türken, der Russen, sie beide von dem übrigen Europa abtrennend mit den Hauptorten Krakau, Warschau und Danzig. Da war es nun von weittragendster Bedeutung, daß Albrecht von Hohenzollern, der Hoch- und Deutschmeister, 1525 sein geistliches Gewand abtat und im Einvernehmen mit der polnischen Lehensmacht das Fürstentum in ein weltliches und erbliches umwandelte. Der Zusammenhang mit der übrigen Familie blieb bestehen, indem ihr 1568 die Mitbelehnung mit dem Herzoge von Preußen zugestanden wurde. Ebenso hat es die hohenzollernsche Familie verstanden in Schlesien einzudringen: 1524 wurde das Fürstentum Jägerndorf von einem jüngeren Sohne erworben, 1537 mit den Herzogen von Brieg, Liegnitz und Wohlau, aus dem Stamme der Piasten, ein gegenseitiger Erbvertrag abgeschlossen. Derlei Verträge, durch die der überlebende Teil die Gebiete des anderen erben sollte, waren damals häufig; es waren, wenn man einen modernen kaufmännischen Ausdruck anwenden will, Rückversicherungen, untereinander abgeschlossen, gegen möglichste Eingriffe des Lehensherrn, also gewöhnlich des deutschen Kaisers, im Falle von Schlesien aber der Krone Böhmen.

Natürlich daß zur Rechtsgültigkeit solcher Verträge eigentlich die Zustimmung des Lehensherren gehört hätte; aber die Eigentumsverhältnisse verwischten sich immer mehr; so wie nicht nur der Lehensträger und seine direkte Nachkommenschaft, sondern die ganze Familie in ihren weitesten Verzweigungen für erbberechtigt angesehen wurde, so bildete sich immer mehr das Herkommen aus, daß aussterbende Geschlechter selbst für die Zukunft ihres Besitzes sorgten und der Begriff eines erledigten Reichslehens wenigstens bei den großen Herrschaften etwas Unerhörtes wurde. Darum erregte Ferdinands II. Eingreifen in diese Verhältnisse betreffs Jägerndorfs, der Oberpfalz, Mecklenburgs die Gemüter der damals lebenden Fürsten so ungeheuer; darum sind auch lehensherrliche Bestätigungen solcher Erbverträge als nicht besonders wichtig angesehen worden und es war dann immer eintretendenfalls eine Frage der Macht und der Umstände, ob sie Geltung haben sollten oder nicht. Man hat mit Eifer die Geschichte des Erbvertrags von 1537 zwischen Brandenburg und Schlesien verfolgt, wie er bald bestätigt wird, wie diese Bestätigung bald ausdrücklich ihm entzogen wird, man hat mit Tiefsinn die Frage erörtert, ob in diesem besonderen Falle, gestützt auf frühere Gnadenakte der böhmischen Könige, die Piastenherzoge das Recht gehabt hätten, souverän über ihre Staaten zu verfügen oder nicht: alles das nur, weil es einmal später Friedrich dem Großen gepaßt hat, diese Ansprüche hervorzukehren und weil er die Macht gehabt hat, sie durchzusetzen. Still muß sich da das Recht vor der Macht beugen, es hat nur die Genugtuung, bändereiche Exkurse über diese Fragen zu gebären. Und wenn Friedrich der Große tausendmal mehr im Unrechte gewesen wäre, als er es war, er hätte doch Schlesien erobert!

Ein gleicher Erbvertrag wird mit den nördlichen Nachbarn von Brandenburg, den Herzogen von Pommern, abgeschlossen. Es war das ein äußerst wichtiger, mit allen Mitteln anzustrebender Besitz, da Pommern Brandenburg vom Meere abschnitt und überdies das Ende aller Flußläufe von Bedeutung beherrschte, die aus der Mark der Ostsee zueilten.

Vorübergehend, 1566, kam die hohenzollernsche Familie auch in den Besitz des wertvollen Bistums Magdeburg; letztere Stadt, die ihre Reichsunmittelbarkeit zu erkämpfen nicht imstande war, bildete damals einen überaus wichtigen Stapelplatz

an der Elbe, da sie nicht nur diesen Fluß sperrte, sondern auch der Mittelpunkt wichtiger und bedeutsamer Straßenläufe war, so der Straßen aus Westdeutschland nach Polen und Rußland. Magdeburg ging bald wieder an die sächsischen Herzoge verloren, die diesen wichtigen Platz ihrer Familie sichern wollten.

Sehr bedeutsam wurde eine Verbindung der Hohenzollern mit den Herzogen von Kleve. 1609 starb dieses Herzogshaus aus, das über schönen Landbesitz am Rheine verfügte: über Kleve, Mark, Jülich, Berg, Ravensberg und Ravenstein mit dem Hauptorte Düsseldorf. Aber nicht allein die Zollern konnten da Erbrechte vertreten: auch Pfalz-Neuburg, auch Sachsen, auch die Habsburger konnten sich auf Verwandtschaft und Verträge berufen. Wirkungsvoll blieben nur die Ansprüche der Pfälzer; ein erbitterter Zank erhob sich zwischen den Hohenzollern und den Neuburgern, der in offenen Krieg ausartete; die Zeiten, die aber gewaltigere Zündmassen zu verzehren hatten, ließen solche lokale Brände nicht um sich greifen, es kam zu verschiedentlichen Ausgleichen, die endlich zur Teilung führten, demnach Kleve, Mark und Ravenstein zu Brandenburg kamen, während der übrige — reichere — Teil an Pfalz-Neuburg fiel.

Was im sechzehnten Jahrhundert vorbereitet worden war, das erfüllte sich im nächsten: 1618 übernahm der Kurfürst von Brandenburg die Regierung im Herzogtume Preußen für den schwachsinnigen Regenten und nach dessen Tode wurde der Kurfürst als Herzog anerkannt, damit die Vereinigung dieser beiden Länder vollzogen. Und 1637 starb der letzte Herzog von Pommern, Bogislaw, und eröffnete damit eine neue Aussicht auf wichtigen Landerwerb.

Der Fürst, dem damals diese Glücksfälle in den Schoß fielen, gehört nicht zum Durchschnitte hohenzollernscher Regenten, er bildet eine Ausnahme des tüchtigen Geschlechts. Es ist Georg Wilhelm, von dem wir bereits erzählen mußten, wie schwankend und unstet er in seiner Politik gewesen, wie er unter dem Einflusse seines katholischen Ministers, Adam von Schwarzenberg — gleichfalls einem fränkischen Geschlechte entstammt — sich dem Kaiser besonders ergeben gezeigt und nur unwillig mit dem Schwedenkönige sich einließ. Er ist dann dem Prager Frieden beigetreten, ohne dafür ein Entgelt

zu erhalten, wie der Sachse, und diese neuerliche feindliche Stellungnahme gegen Schweden hat ihm den Haß dieses Staates zugezogen, der sich in unerbittlicher Drangsalierung des Landes äußerte. Auf das schwerste ist die Mark dazumal heimgesucht worden von der Kriegsfurie, sie fiel fast ganz in Feindeshand; in die äußersten Gebiete, nach Ostpreußen, mußte sich Georg Wilhelm zurückziehen; die Not der Zeit wurde dort sowohl wie in Kleve, im rheinischen Land, von den Ständen benützt, um sich eine möglichst unabhängige Stellung zu sichern; was in der Mark und in Franken noch übrig geblieben war, schien mehr schwarzenbergisch zu sein als hohenzollerisch. In tiefster Ohnmacht ist Georg Wilhelm 1640 aus dem Leben geschieden; wenige Monate später folgte ihm sein Minister im Tode nach, bevor er noch den Umsturz der Verhältnisse, das neue Regiment, an seiner eigenen Person erfahren konnte. Aber sein Sohn erfuhr es, daß man der Herrschaft des Vaters schuld gab an dem entsetzlichen Zustand Preußens; dem verstorbenen Adam von Schwarzenberg wurde der Prozeß gemacht, Ehren und Vermögen der Familie genommen; der Sohn Johann Adolf verließ Brandenburg, trat in kaiserliche Dienste und ist hier, vom Glück begünstigt, der Schöpfer des ungeheuren Besitzes und des großen Einflusses geworden, dessen sich dieses Geschlecht noch heute in Österreich erfreut. Der neue Herr in Brandenburg hieß Friedrich Wilhelm I., er ist in der Geschichte unter dem Namen des „Großen Kurfürsten" bekannt.

Er ist am 16. Februar 1620 in Berlin geboren worden, seine Mutter war eine pfälzische Prinzessin. Friedrich Wilhelms Jugend war von großen auswärtigen Ereignissen umwogt und reich an Eindrücken, die maßgebend geworden sind für seine spätere Entwicklung. Sieben Jahre alt, kam er mit seinem Erzieher, Johann Friedrich von Calcum, genannt Leuchtmar, nach Küstrin, später zu einjährigem Aufenthalte nach Wolgast an den Hof seiner Tante, Marie Eleonore, der Gattin Gustav Adolfs. Von weittragendster Bedeutung für ihn blieb es, daß er 1634 nach den Niederlanden geschickt wurde, an den Hof seiner oranischen Verwandten. Seitdem dieser Familie in Wilhelm dem Schweigsamen ein hochbedeutender Fürst erstanden war, der den Freiheitskampf seines Vaterlandes gegen Spanien durchgeführt und damit im Westen Europas ein wichtiges protestantisches Zentrum geschaffen hatte, durchwehte das Haus

Oranien ein weltpolitischer Geist, über die gewöhnliche Kirchturm-politik jener Tage weit hinausreichend; gestählt in jahrzehnte-langem heißen Kampfe, in Not und Entbehrung groß geworden, in starkem Glauben Trost findend gehörte es an Bildung, Einfluß, Charakterfügung zu den ersten Familien der Zeit. Vier Jahre verbrachte Friedrich Wilhelm dort im Verkehr mit tüchtigen Staatsmännern, die Entwicklung eines freien, mächtigen Handel treibenden Landes aufmerksam verfolgend. Die Ordnung, die Toleranz, die weiten Grenzen des menschlichen Horizonts, die unfehlbar mit einem über die ganze Welt reichenden Verkehr verbunden sind, machten den größten Eindruck auf den jungen Kurprinzen; die Bedeutung des Weltmeeres wurde ihm klar. Viel hat er gelernt für sein späteres Leben; wenn er sein Beamtentum zu strenger Pflichterfüllung antreibt, wenn er in religiösen Dingen von größter Duldsamkeit bleibt, wenn er selbst die schwache Fessel des polnischen Lehensverbands als schmachvoll und eine um jeden Preis abzuschüttelnde empfindet, wenn er eine Kolonialpolitik für Kurbrandenburg schaffen will und seine Zukunft auf dem Meere sieht, leidenschaftlich nach den pommerschen Häfen strebt, so sehen wir in allem die holländischen Lehrjahre sich offenbaren. Der freie Geist der Niederlande paßte aber nicht ganz zu den beschränkten Ansichten Georg Wilhelms; er findet, sein Sohn könnte dort politische Eindrücke erhalten, die übel zur kaiserlichen Politik des Kurfürsten passen würden, und so nimmt er ihn 1638 von dort weg zu sich nach Königsberg. Friedrich Wilhelm kam eben zurecht, um zu sehen, wie der Versuch des Vaters, sich des erledigten Pommerns zu bemächtigen, kläglich scheiterte. In stiller Verschlossenheit hat er die nächsten zwei Jahre verbracht, klug schweigend zu dem, was er nicht ändern konnte. Der 1. Dezember 1640 rief ihn zur Regierung; auch jetzt hat er nicht übereilt in die Dinge eingegriffen und bevor ihm dazu Nötigung ward, starb im März 1641 Schwarzenberg und Friedrich Wilhelm war Alleinherrscher. Sofort nun wurde der Umschwung in der brandenburgischen Politik fühlbar. Daß dieses Land, wenn möglich, im damaligen Sturme Neutralität gewahrt hätte, wäre für Friedrich Wilhelm verständlich gewesen, daß es sich aber um nichts und wieder nichts dem Kaiser, der katholischen Partei angeschlossen hatte und dadurch in einen verheerenden Krieg mit den Schweden sich einlassen mußte,

dafür fehlte ihm das Verständnis. Seine Ausbreitungspläne gedachte er wohl auch ohne den Kaiser durchzuführen; im Gegenteile, er wußte genau, daß Schweden zu seiner Assekuration und Satisfaktion ebenfalls auf Pommern die Augen geworfen hatte; auf freundschaftlichem Wege mußte darum diese Klippe umschifft, für Schweden eine andere Vergrößerung ausgerichtet werden; der Kaiser würde niemalen seine Waffen dafür eintreten lassen, daß Brandenburg eine gewaltige Gebietsvermehrung durch Pommern erhielte, das konnte nur im Einverständnisse mit des Kaisers Feinden geschehen. Und war es nicht möglich, ganz Pommern zu erhalten, so mußte ebenfalls im Einverständnisse mit den Schweden und mit Frankreich für Brandenburg eine andere Entschädigung ausfindig gemacht werden; da richtete der neue Kurfürst sein Augenmerk auf das kostbare Magdeburg. So stellt sich uns die brandenburgische Politik in den nächsten acht Jahren, die noch bis zum Abschlusse des Westfälischen Friedens verliefen, dahingehend dar: Erwerbung von Pommern und Magdeburg, so viel als davon zu bekommen war. Noch 1641 schloß Friedrich Wilhelm seinen Frieden mit den Schweden, erlangte die Belehnung Preußens durch die Krone Polens, fuhr mit eiserner Faust in die klevische Unordnung hinein, bahnte politische Beziehungen zu den Niederlanden und zu Frankreich an. Er hob mit einem Schlage Brandenburg-Preußen aus einem deutschen Kleinstaate zu einem europäischen Mittelstaate empor; darin liegt seine Bedeutung für sein Land.

Man hat gerne in begreiflicher Bewunderung der politischen Staatskunst des Großen Kurfürsten alles Lob auf ihn gehäuft, das einem heutigen deutschen Fürsten taugen würde, und hat sich gefallen, ihn zu einem nationalen Heros zu stempeln: man hat da moderne Begriffe auf frühere Zeiten angewendet, Begriffe, die damals keine Geltung haben. Abgesehen von den Theorien wissenskundiger Gelehrter und den Träumen hoffnungsreicher Phantasten hat es in der Wirklichkeit keine nationalen Berührungspunkte im damaligen deutschen Staatsleben gegeben; um es kurz und drastisch auszudrücken: es gab einen kurfürstlich Brandenburgischen, einen bischöflich Bambergschen, einen reichsstädtisch Straßburgschen Patriotismus, aber keinen allgemeinen deutschen, und Friedrich Wilhelm nachsagen, er sei ein Deutscher gewesen, im heutigen Sinne des Wortes, heißt seine Zeit gründlich verkennen.

Anfang der vierziger Jahre beginnen die langwierigen Friedensverhandlungen zunächst in Hamburg, später dann in Münster und Osnabrück. Man hatte allgemein in Deutschland das Gefühl, daß der Krieg keinen Zweck mehr habe, als das Ausland zu füttern; daß entschieden sei, was man entscheiden wollte. Besonders Kaiser Ferdinand III. war dem Frieden geneigt und empfand keineswegs das katholische Exklusivitätsgefühl seines Vaters, der alles für seine Religion opfern wollte. Außerordentlich schwierig mußten aber diese Verhandlungen sich gestalten angesichts der Fülle der Streitpunkte, die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland aufgetaucht waren und angesichts der ungestümen Wünsche der Fremden. Es kam hinzu, daß die umständliche Sitte der Zeit an Äußerlichkeiten aller Art Gefallen fand und sie zu Haupt- und Staatsaktionen stempelte. Besonders bei Gelegenheiten, wo Vertreter verschiedener Fürstlichkeiten zusammentrafen, wo wie hier zum ersten Male auch eine internationale Rangordnung zu schaffen war zwischen den Gesandten des Kaisers, der Reichsfürsten, der Franzosen, der Schweden, mußte in lang andauerndem Streite die Frage erörtert werden, wer einen Lehnsessel, wer nur ein Taburett bei den Sitzungen benützen dürfe, wessen Stuhl auf dem Teppich stehen dürfe, oder ihn nur mit den vorderen Füßen berühren dürfe; alle die kleinen werdenden deutschen Fürstlichkeiten hatten einen unersättlichen Hunger nach äußeren Ehren und ihre Minister und Gesandten das Bedürfnis, durch das Aufwerfen und Verhandeln dieser Zeremoniellfragen einen Beweis für die Notwendigkeit ihrer Existenz zu geben. So konnte es kommen, daß erst nach fünfjährigen Verhandlungen, 1643—48, der Westfälische Friede abgeschlossen wurde. Er stellte sich in der religiösen Frage auf den ausgleichenden Standpunkt des Prager Friedens; das Jahr 1624 wurde als Normaljahr anerkannt, diese Bestimmung aber gleich wieder zugunsten der pfälzischen und süddeutschen Länder durchbrochen, indem für sie die Zeit vor dem Kriege, 1618, als geltend angesehen wurde; der Augsburger Religionsfriede mit seinen widersprechenden, damals von den einzelnen Parteien nicht angenommenen Bestimmungen, wurde Reichsgesetz; den einzelnen Ständen ward das Recht der Bündnisse untereinander und mit dem Auslande eingeräumt unter der Voraussetzung allerdings, daß diese Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich

gerichtet sein dürften, eine Beschränkung, die bald vernachlässigt worden ist. Was die Entschädigung der Fremden betrifft, so galt es während der Verhandlungen bald als ausgemacht, daß der Kaiser, in bezug auf Frankreich, die Zeche zahlen müsse, habsburgischer Besitz war es — das Elsaß —, der an den jungen noch nicht mündigen Ludwig XIV. abgetreten werden mußte. Es entsteht ein tiefer Riß zwischen Kaiser und Reich durch die Behandlung dieses Punktes; das Reich verliert völlig das Gefühl, daß es zugleich Reichsgut ist, das es in diesen habsburgischen Gebieten dem Gegner einräumt, unwillkürlich wird damit in den Habsburgern die Empfindung wach, dieses schwer zu verteidigende Land im äußersten Westen des Reichs, welches das Reich selbst nicht verteidigen will, wiege wenig schwer im Vergleich zu dem ungarischen Gebiete im Osten, das ohne Kontrolle des Reichs den Habsburgern voll und ganz zu eigen war. Die Interessen der Habsburger und des Reichs decken sich nicht mehr. Letzteres drängt selbst die ersteren aus Deutschland hinaus.

Mit der äußersten Zähigkeit hatte der Brandenburger um Pommern gekämpft, da er von keiner Seite Unterstützung fand, aber nachgeben müssen; nur ein kleines Stück Hinterpommern, den östlichen, weniger bedeutsamen, keinerlei wichtige Flußläufe beherrschenden und keinen guten Hafen umfassenden Teil bekam er; das schöne Vorpommern mit Rügen, den Inseln Usedom und Wollin, mit Stettin, mit der Odermündung kam an die Schweden. Zugleich erhielten sie Wismar und an der Nordsee die Bistümer Bremen und Verden, allerdings ohne die betreffenden Hauptstädte. Dafür erzwang sich aber Friedrich Wilhelm in unnachgiebiger Festigkeit reiche Entschädigung durch die Einverleibung der Stifte Minden, Kamin und Halberstadt und durch die Aussicht auf die Erwerbung von Magdeburg. Nach dem Tode des damaligen sächsischen Administrators sollte es an Brandenburg kommen, ein Fall, der 1680 wirklich eintrat.

Von großer Bedeutung war es, daß Schweden und Frankreich Garanten dieses Friedensschlusses wurden und dadurch für alle Zeiten das Recht bekamen, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen; sie konnten bei den Reichstagen Gesandtschaften unterhalten, sie hatten selbst Reichsgebiet dort zu vertreten.

Der Krieg war zu Ende. Die Protestanten hatten die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung mit den Katholiken durchgesetzt, nicht nur die Lutheraner, auch die Reformierten waren in diesen Frieden inbegriffen worden. Von da ab bis zum nächsten Schritte, daß sie in allen Reichsämtern vornehmlich im Gerichte gleichartige Vertretung haben mußten, daß von einer Majorisierung einer Religionspartei durch die andere keine Rede sein dürfe, verging nur kurze Zeit. Leicht war es dann in jeglicher Frage, einen religiösen Untergrund zu finden und damit fast alles der Entscheidung durch Stimmenmehrheit zu entziehen. Ganz andere Formen mußte jetzt die Geschäftsführung des Reichstags annehmen; nun hatten die einzelnen Tagungen keinen Zweck mehr; mehr beratend als beschließend konnte diese Versammlung wirken, von 1663 wird sie permanent: anstatt der Fürstlichkeiten kommen die Gesandten; Formalismus und Kleinlichkeit treten an die Stelle großer Politik, ein weiteres Bindeglied zwischen Kaiser und Reich war zerschnitten.

Von den großen Fürstengeschlechtern Deutschlands hatten nur Sachsen und Brandenburg Gebietsvergrößerung erreicht; es frug sich, welcher Staat mit mehr Glück da fortfahren werde; es ist nun das Verdienst Friedrich Wilhelms gewesen, schon im nächsten Jahrzehnt einen weiteren Schritt vorwärts zu tun, indem es ihm gelang, eine Provinz von allen Lehensfesseln zu befreien und sie völlig frei und souverän zu beherrschen: Preußen. Die vielverschlungene Politik, durch welche er dies erreichte, ist rasch geschildert.

Der alte Gegensatz zwischen Polen und Schweden, Rivalität an der Ostsee, gesteigert durch verwandtschaftliche Reibungen in derselben Familie, denen die Könige von Schweden und Polen angehörten, konnte nicht anders als durch die Entscheidung der Waffen ausgeglichen werden. Nachdem Gustav Adolfs seltsame Tochter Christine ihre Krone niedergelegt hatte, kam ein pfälzisches Fürstengeschlecht auf den schwedischen Thron, das in drei überaus kriegerischen Fürsten: Karl X., Karl XI., Karl XII. geherrscht hat. Karl X. begann den Krieg mit Polen. In diesem hätte der Kurfürst von Brandenburg als Herzog von Preußen, also als Lehensmann Polens, für letzteres die Waffen führen sollen, er hat es anfänglich getan, um im entscheidenden Augenblicke abzufallen und dem Schweden-

Könige sich zu verbinden. Polnisch-Preußen wird von Schweden erobert, Friedrich Wilhelm macht mit diesem gemeinsame Sache, um sich Ostpreußen unter schwedischer Oberhoheit zu erhalten. Zum ersten Male treten die brandenburgisch-preußischen Truppen in den Vordergrund; in der dreitägigen Schlacht bei Warschau, 1656, gewinnen sie Lorbeeren und machen ihren Fürsten zu einem begehrenswerten Bundesgenossen. In einem weiteren Vertrage räumt Karl X. von Schweden dem Kurfürsten seinen ostpreußischen Besitz, vermehrt um Ermeland ohne jede Lehensbeschränkung ein. Schweden kann sich in seiner gewaltigen Stellung nicht behaupten, es ist zu klein um Weltmacht zu sein. Polen erholt sich von seiner Demütigung und in dem Augenblicke, wo es aufs neue gegen Schweden sich wendet, bricht Friedrich Wilhelm treulos seine Bundesgenossenschaft mit Schweden und verbindet sich mit Polen um den Preis, Preußen ebenso souverän vom früheren, rechtmäßigen Besitzer, Polen, zu erhalten, wie der schwedische Usurpator es ihm eingeräumt hatte; der Plan gelingt, Schweden wird geschlagen, und seit 1660 ist Friedrich Wilhelm souveräner Herr in Preußen.

„Abscheulich ist Euere vernünftige Meinung“, läßt Schiller einmal seinen Fiesco zu einem Mitverschworenen sagen: die Handlungsweise Friedrich Wilhelms verdient dieselbe Bezeichnung: sie ist falsch und treulos, aber klug und zum Besten des eigenen Landes. Die preußischen Herren verlieren damit ihre Verbindung mit Polen, das ihren Sonderplänen oft Rückhalt gegeben hat, und in jeder Hinsicht kann der Kurfürst im fernen Osten jetzt den Herrn herauskehren. Das nächste Jahrzehnt ist ein ruhiges geblieben, in welchem der Kurfürst sich den inneren Aufgaben seiner Regierung widmen konnte. Anders wurde es, als Ludwig XIV. dann seine großen Ziele zu verfolgen begann: die Herstellung der natürlichen Grenzen mittels Beraubung seiner Nachbarn, Spanien, Niederlande, Deutschland, wenn möglich auch mitten im Frieden, durch Inanspruchnahme alter längst abgetrennter Gebiete. Drei Kriege und zahlreiche sog. „Reunionen“ haben seinen Zwecken gedient. In diese Kriege ist Friedrich Wilhelm aus drei Ursachen verwickelt worden, einmal durch die festgehaltene Verbindung mit dem Hause Oranien und den Holländern; zweitens durch seine Stellung als Reichsfürst und seinen Wunsch aus mehrfachen

Ursachen die Gunst des Kaisers zu behaupten, endlich durch das Bündnis Frankreichs mit Schweden. Diese Verbindung, aus dem Dreißigjährigen Kriege stammend, wird durch reiche französische Geldspenden festgehalten, in dem sog. zweiten Raubkriege wird Schweden dazu veranlaßt, vom Norden her ins Reich einzufallen, um dessen Macht zu teilen. Nun mußte ein Krieg mit Schweden der brandenburgischen Politik besonders genehm sein, konnte sie doch daran denken, dadurch Vorpommern zu erobern. Das Schicksal schien günstig zu sein; im Heldentage von Fehrbellin (1675) werden die Schweden vollständig geworfen, die Brandenburger drängen auf schwedisches Gebiet los und bald liegt Vorpommern unterworfen zu ihren Füßen. Bitter mußte Friedrich Wilhelm merken, daß Kaiser und Reich keine Lust hatten, einen Teilfürsten noch mächtiger werden zu lassen; da Ludwig XIV. sich energisch bei den Friedensverhandlungen für Schweden einsetzt, wird der Kurfürst genötigt, alle Eroberungen wieder herzugeben und auf Vorpommern zu verzichten. Schwer hat er diese Niederlage seiner Politik empfunden; schon Jahre vorher hatte er einmal grollend des Kaisers Partei verlassen und einen Sondervertrag mit Frankreich abgeschlossen, nun tut er es wieder; ja er tut noch mehr, er schließt sich im Frieden von St. Germain en Laye, 1678, ganz dem französischen Könige an, in der Hoffnung, vielleicht durch die Verbindung mit ihm von Schweden zu gewinnen, was ihm als Gegner nicht gelungen war, in der Hoffnung zugleich, vom Kaiser jetzt besser behandelt zu werden als bisher. 1675 waren die Piasten in Schlesien ausgestorben; der Kurfürst präsentierte seinen Erbvertrag und forderte die ihm daraus zustehenden Teile von Schlesien als Erbe: der Kaiser lehnte diese Forderung bestimmt und hochmütig ab.

Es beginnt von nun ab der Gegensatz zwischen den Habsburgern und Hohenzollern, der zeitweise übertüncht, doch immer wieder zum Vorschein kommt und erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entschieden worden ist. Brandenburg-Preußen ist ein mächtig vorwärts strebendes Fürstentum unter tüchtigen Regenten, mit guten Beamten und glänzenden Soldaten; es spürt eine gewaltige Kraft in seinen Adern und will diese Kraft nützen, es will heraus aus den engen Grenzen des Vasallentums, es will selbständig, frei werden in der europäischen Welt. In Wien, am Kaiserhofe, hat man kein

Verständnis für die Kraft und die Sehnsucht des jungen Staates, man will ihn niederhalten, man will niemals, auch später nicht, im Könige von Preußen den Kurfürsten von Brandenburg vergessen und arbeitet mit allen Mitteln an der Unterdrückung der ehrgeizigen Macht. Nicht immer schien es natürlich klug zu sein, diese Abwehr und Feindschaft offen kundzutun, sie wird beschönigt, verschleiert, um dann um so beleidigender, aufreizender zu wirken, wenn sie entdeckt wird.

Die politische Verbindung Brandenburgs mit Frankreich dauert bis in das Jahr 1686; ersteres sieht aus diesem unnatürlichen Bündnis keine Früchte reifen; es erreicht nichts in Pommern, nichts in Schlesien, es erreicht nur, daß die Kraft des Reichs gelähmt ist und dasselbe widerstandslos in einem zwanzigjährigen Waffenstillstande, 1684, die Übergriffe Ludwigs XIV. gegen deutschen Besitz, Straßburg inbegriffen, gutheißen muß. Auch der französische König hat kein Verständnis für den Ehrgeiz und die Kraft des preußischen Staates, die in Friedrich Wilhelm damals verkörpert sind. Er glaubt genug getan zu haben, wenn er durch schöne Worte und durch ein Jahrgeld den Mann an seinen Thron geknüpft hat; er glaubt ihn damit gefesselt, Deutschland unschädlich gemacht, er glaubt nichts weiter dafür zahlen zu müssen. Vollends unverständlich wäre ihm der Gedanke geblieben, vielleicht aus Rücksicht auf ihn seiner religiösen Politik Schranken aufzuerlegen. Ludwig XIV. hat die Protestanten in seinem Staate als politische Feinde ausrotten zu müssen geglaubt; das Edikt, das ihnen 1598 Duldung gebracht hatte, wird 1685 zurückgenommen; sie sind vogelfrei und wollen sie ihren Glauben erhalten, müssen sie ihr Vaterland verlassen. Darauf antwortet Friedrich Wilhelm mit dem Potsdamer Edikt, das den vertriebenen Hugenotten in Preußen ein neues Vaterland anbietet. Zu Tausenden machen sie davon Gebrauch, ein Stamm braver in Not und Gefahr erprobter Männer und Frauen, treu, redlich, arbeitsam und geschickt, wird damit für Brandenburg erworben. Es war ein großer Gewinn für Preußen, dieses tüchtige, leichter fließende Blut, das sich dann trefflich mit dem trägeren deutschen mischte, diese fleißigen Hände, die französische Art und französischen Geschmack nach Deutschland verpflanzten, dieser ehrenhafte Sinn, der die Treue, die er seinem Herrgott bewahrte, auch dem neuen Vaterlande schenkte. Friedrich Wilhelms Haß gegen

Unduldsamkeit, die kluge Voraussicht, für die spärlich bevölkerten heimischen Staaten ausgezeichnete Kolonisten zu gewinnen, der lang aufgespeicherte Grimm gegen das unselige und fruchtlose Bündnis mit Frankreich haben diese Absage an Ludwig XIV. zuwege gebracht. Ohne die mindeste Rücksicht auf die Bestimmung des Westfälischen Friedens, daß Bündnisse mit dem Auslande dem Reiche nicht abträglich sein dürften, hatte der Große Kurfürst sein Bündnis mit Frankreich geschlossen, das in der Tat höchst schädlich für die Kraft des Reiches war; gewiß, er hat freudigen Herzens dasselbe gebrochen und die Verbindung mit den Welschen gelöst; aber er hätte es sicher noch länger fortdauern lassen, wenn er sich eines Gewinnes daraus für versichert gehalten hätte. Nun schrie aber der Zorn der deutschen Fürsten zum Himmel, überall rührte und regte es sich in Feindschaft gegen Frankreich, ein gewaltiger Krieg stand bevor, da konnte noch einmal ein Tag von Fehrbellin kommen, gegen Frankreichs Verbündeten Schweden, und Potz Wetter und Blitz! dann würde der brandenburgische Adler nicht mehr loslassen, was er in seine Krallen bekommen hatte! Denn gebessert und verändert war jetzt seine Stellung zum Kaiser. Es war ein Meisterstreich frivoler Staatskunst, der eben damals dem kaiserlichen Gesandten Baron Fridag im Einverständnisse mit dem preußischen Thronerben Friedrich und dessen Freunde, dem Fürsten von Anhalt, gelungen war. Zäh hatte Friedrich Wilhelm an seinen schlesischen Ansprüchen festgehalten; abgesehen von der Erbschaft von Brieg, Liegnitz und Wohlau hatte man ja noch eine andere alte Rechnung mit dem Kaiser auszugleichen: Jägerndorf war den Hohenzollern genommen und nicht zurückgegeben worden, das war gleichfalls eine ungeschlossene Wunde. Zäh und unerschütterlich verteidigte der Kurfürst seine Ansprüche, nur wenn sie anerkannt wurden, wollte er von Frankreich ablassen, ein neues Bündnis mit dem Kaiser schließen; zäh und unerschütterlich versagte sich der Wiener Hof den brandenburgischen Forderungen. Da verfielen die oben genannten Herren auf einen Ausweg; anscheinend gab der Kaiser nach und bewilligte eine kleine Gebietsabtretung in Schlesien: der wenig bedeutende Kreis Schwiebus wurde dazu ausersehen. Zugleich verpflichtete sich aber der Kurprinz, diesen Kreis sofort nach seinem Regierungsantritte wieder dem Kaiser zurückzugeben; dafür bekam der schuldenreiche Prinz eine hübsche Abfertigung

in Gold, bekam billige, weitausstehende Aussichten einer Vergrößerung durch Ostfriesland, und wurde der immerwährenden kaiserlichen Huld versichert, die er später für seine ehrgeizigen Pläne — er sehnte sich nach einer Königskrone — gut brauchen konnte, ebenso für die Unterstützung gegen das Testament des Vaters, das zugunsten der nachgeborenen Brüder aus der zweiten Ehe das Erbe des Kurprinzen schmälern sollte. Im tiefsten Geheim vor dem Vater wurde dieser niederträchtige Revers vom Prinzen ausgestellt, der alte Herr genasführt und durch Abtretung von Schwiebus aufs höchste erfreut. Nun gab es kein Hindernis mehr, der Kurfürst warf sich dem Kaiser in die Arme, der Streit schien ausgelöscht, die Freundschaft ewig besiegelt. Und doch war es nur ein artiges Taschenspielerkunststück oder, wenn man will, ein unartiges Gaunerstück. Der alte Kurfürst hat nichts davon erfahren, der Himmel ersparte ihm diesen Schmerz, es hätte ihn sonst wohl jählings der Schlag gerührt; aber der junge Kurfürst, der Sohn, mußte einstmals bitter für seine Verstellung büßen und die Wunde am preußischen Staatskörper wurde durch diesen Scheinvertrag vergiftet. Auch der kaiserliche Hof erntete später schlechte Früchte, denn man konnte ihm dann vorwerfen er habe — zum Scheine wenigstens — die schlesischen Ansprüche anerkannt.

Für den Augenblick war alles eitel Freude; der Geist des kommenden achtzehnten Jahrhunderts mit seinem après nous le deluge hatte den Kaiser, den Kurprinzen, die Diplomaten erfaßt; Friedrich Wilhelm war wiedergewonnen, der große Krieg gegen Ludwig XIV. konnte beginnen. Eben als er ausbrach, schloß der Kurfürst für immer seine Augen.

Wir lernten den Politiker kennen, sehen wir uns den Regenten, den Monarchen an. Wie wir bereits wissen, hat er mit starker Hand Ordnung geschafft in den alten und neuen Provinzen; starrköpfig wehrten sich die Stände von Kleve, die Herren und Bürger von Preußen gegen die Betonung der absoluten Herrscherrechte; rücksichtslos griff er ein und als man in Preußen die neuen Verhältnisse, die völlige Loslösung von den Polen nicht anerkennen wollte, da wurde der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rohde, festgenommen, zum Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt; und als zehn Jahre später die Stände wieder meuterten, da wurde ihr Rädelsführer, Christian Ludwig

von Kalkstein, herausgegriffen und hingerichtet; beide Male ist es nicht abgegangen, ohne das Recht zu beugen; ohne Zaudern hat es der Kurfürst getan um seine Macht zu erhalten. Die Stände ordneten sich unter; die kurfürstlichen Beamten hielten Zucht; der schon 1604 eingesetzte Geheime Rat wurde unter Friedrich Wilhelm 1651 neu belebt, rastlos arbeitete er an der Erschließung neuer Hilfsquellen, an der Überwachung der ganzen Verwaltung; zwei Tage vor seinem Tode, schon schwer leidend, hat der Große Kurfürst noch an seinen Beratungen teilgenommen. Straßen wurden angelegt um den Verkehr zu fördern, eine neue Straßen- und Brückenordnung erlassen, die brandenburgische Post mustergültig eingerichtet, in den Jahren 1662—68 der Friedrich-Wilhelm-Kanal erbaut, zur Verbindung der Elbe mit der Oder. Die Industrie wird gefördert und das Handwerk unterstützt, besonders als es dann gelang, geschickte Arbeiter in den Hugenotten zu gewinnen; noch heute erinnern zahlreiche Namen in Berlin, in Magdeburg an diese Einwanderung. Für das flache Land werden geübte Landwirte aus Holstein als Lehrmeister nach Preußen übersiedelt. Frühzeitig trug sich Friedrich Wilhelm mit großen Gedanken von überseeischen Kolonien und einer brandenburgischen Marine, langsam werden sie verwirklicht; 1647 wird der Plan einer ostindischen Handelsgesellschaft entworfen mit einer Niederlassung in Guinea, die nur kurze Zeit blühte; 1682 dann eine afrikanische Handelskompanie gegründet, die sich bis Anfang des nächsten Jahrhunderts erhalten hat. Eine kleine Flotte wird geschaffen, die sogar 1681 einen Kaperkrieg gegen Spanien beginnt; 30 Schiffe werden mit Kaperbriefen ausgerüstet, sie sollen der spanischen Marine weidlichen Schaden zugefügt haben. Alles das blieben aber nur Eintagsdinge; sobald sich diese Kolonien, diese Marine überhaupt bemerkbar machten, wurden sie von England, von Holland unterdrückt, die keine Rivalen auf dem Meere aufkommen ließen, und Friedrich Wilhelms Nachfolger hatte andere Pläne, andere Sorgen. Es verdient aber festgehalten zu werden zum ewigen Gedächtnis, wie weitumspannend die Gedanken dieses Mannes gewesen sind. Zwei Jahrhunderte mußten vergehen, bevor die brandenburgische Flagge wieder die fernen Meere grüßen durfte.

Auch für das geistige Leben ist Friedrich Wilhelm voll Sorge gewesen; unter seiner Regierung schrieb Samuel Pufendorf

seine Geschichtswerke, die zuerst von allen einer kritischen Untersuchung Rechnung getragen haben und damit die Vorläufer der modernen Geschichtswissenschaft geworden sind. Die Universitäten zu Frankfurt a. d. Oder und Königsberg wurden ausgestaltet, am Rhein eine neue Hochschule in Duisburg errichtet, in Berlin die große Bibliothek begründet.

Die Verwaltung der königlichen Domänen wurde neu geordnet, die Erträgnisse derselben durch bessere Bewirtschaftung und durch große Sparsamkeit gehoben und zuerst von den Hohenzollernfürsten hat Friedrich Wilhelm die spärlichen aber weise zusammengehaltenen Geldmittel des Landes dazu verwendet, um eine tüchtige Armee ins Feld zu stellen. Schon 1656 konnte er über 26 000 Mann verfügen; treffliche Generale wie Sparr, Derfflinger, Schöning, Friedrich von Homburg, Johann Georg von Anhalt halfen ihm sie zu erziehen und zu führen, er selbst war ein kriegerischer Fürst, der gerne an der Spitze seiner Regimenter weilte, der gerne eine felddienstmäßige Tracht trug. Man darf den Großen Kurfürsten den Schöpfer des preußischen Heeres nennen; bei Warschau sind diese Truppen zum ersten Male glanzvoll hervorgetreten; unter ihm wird der Übergang vom Söldnerwesen zum stehenden Heere durchgeführt. Was er bei seinem Regierungsantritte vorgefunden hatte, war eine kleine disziplinlose Horde von wenig über zweitausend Mann, mit ungebildeten Offizieren, ganz von ihren Obersten abhängig, nur darauf bedacht, sich zu bereichern.

Der Gedanke einer Landesverteidigung durch Milizen war wohl vorhanden, aus dem alten Lehensystem hatte er sich entwickelt, aber, wo man konnte, entzogen sich die Landleute der notwendigen Leistung; der eine sandte wohl als gestellten Soldaten einen Taubstummen, der andere einen Klepper, der nicht mehr vorwärts konnte. In langsamer, mühsamer Arbeit hat der Kurfürst da Besserung gebracht; 1656 neue Kriegsartikel mit einem neuen Kriegseid eingeführt, den die Soldaten nunmehr nur ihm allein, nicht wie etwa früher auch noch dem Kaiser zu leisten hatten. Die Kriegsartikel, in denen beispielsweise auch für die moralische Erziehung der Truppen durch Anhaltung zum Gottesdienste (kein Soldat solle bei Strafe des Halseisens den Gottesdienst versäumen, der Feldkaplan sich aber nicht etwa trunken dazu einstellen) gesorgt wurde, drohten den Gemeinen wie den Offizieren mit grimmen Strafen bei allerlei

Vergehen — aber barbarische Züchtigungen wie Nasen- und Ohrenabschneiden, die noch lange in der kaiserlichen und in der französischen Armee üblich waren, vermißt man hier bereits. Die Unabhängigkeit der Obersten wird durch den Kurfürsten langsam abgestellt, er geht zuerst daran ihnen die bisher ausgeübte Jurisdiktionsgewalt und das Ernennungsrecht zu nehmen. Dazu gehörte freilich, daß er pekuniär unabhängig von seinen Obersten wurde und für die regelmäßige Zahlung des Soldes und der Werbeauslagen einstehen konnte — das ermöglichten ihm die fremden Subsidien; nur durch Hilfe der Zahlungen des Königs Ludwig XIV. konnte er seine Armee so formieren wie er es wollte. Er hob den sittlichen Zustand der Truppen außerordentlich; die ganze Roheit, Zügellosigkeit, Unbildung des Dreißigjährigen Krieges trieb er ihnen allmählich aus, fesselte den Offiziersstand an das Land, machte den Soldatenstand zu einem geachteten und patriotischen. Immer wird es an Überschreitungen der Vorschriften, an Gewalttätigkeit aller Art, an Drangsalierung des Bürgers und Bauers im Frieden nicht gefehlt haben, aber doch konnte 1686 der kaiserliche Gesandte Baron Fridag sich äußern: „auserlesene und wackere, auch besser mundierte Völker sollten sich nicht leicht finden, auch dergestalt, daß kein Mann zu tadeln oder auszuschließen sei.“ Für die Ausbildung der Offiziere sorgten Kadettenanstalten, deren erste, eine „Akademie ritterlicher Übungen“, 1655 in Kolberg errichtet worden ist. Auch für die Versorgung und Verpflegung der Gemeinen war der Kurfürst bemüht; zwischen dem Geheimen Rate, der obersten Behörde, und den Kriegskommissären wurde ein General-Kriegskommissär eingeschoben mit zahlreichem Stabe, ein sehr wichtiger und verantwortungsvoller Posten, dessen bedeutendster Inhaber, Herr von Platen, auch die Handelspolitik, vor allem den Getreidehandel zu überwachen hatte: ein Zeichen, wie sehr damals in Brandenburg das Wohl und Wehe des Staats durch militärische Verhältnisse bedingt wurde. Die Pflege der Verwundeten wurde nicht vernachlässigt, 1675 in Spandau ein Invalidenhaus errichtet. Auf die technische Ausbildung der Armee war Friedrich Wilhelm ebenfalls bedacht: Jäger und Dragoner hat er da ausgebildet, die ersteren aus den kurfürstlichen Forstbeamten bestehend, die letzteren als Übergang zwischen Infanterie und Kavallerie, mit deutlichem Hinstreben zur letzteren Waffe, wie

überhaupt der Kurfürst seine Reiter mehr geliebt hat als seine Fußtruppen, ohne dabei aber etwa letztere, oder die Artillerie und den Festungsdienst zu vernachlässigen. Der Bau der Festungen wurde durch holländische Ingenieure besorgt. Der Kurfürst war ein Mann der Offensive seinem ganzen Temperamente nach und dies tritt auch in der Kriegführung in seiner Vorliebe für die leichte Kavallerie hervor. Außerordentlich war der Einfluß, den er auf seine Soldaten ausübte; unermüdlich teilte er mit ihnen Gefahren und Mühsale und hob damit den gemeinen Mann zu sich empor. Als Muster für alle Staaten konnten nach äußerem Aussehen und innerem Werte die 30000 Mann preußischer Truppen dastehen, die er seinem Nachfolger hinterließ.

Sorglich ist der Kurfürst bemüht gewesen, durch die Heereseinrichtung, dann durch die gemeinsame Verwaltung ein Band zu schlingen um die weit auseinander liegenden, so unähnlichen Provinzen seines Landes, die vom äußersten Osten Deutschlands zum äußersten Westen reichten und lange noch ohne Zusammenhang geblieben sind. Gerade diese weite Spannung über deutsches Land ist dann providentiell geworden für die Aufgabe, die Preußen in Deutschland erfüllen sollte. Wie Friedrich Wilhelm mit kleinen Mitteln in der großen Politik aufgetreten ist, wissen wir bereits; es wäre aber unrecht, den Namen eines Mannes noch nicht genannt zu haben, der besonders in der ersten Hälfte dieser Regierung tatkräftig für die spätere große Mission des Landes vorgearbeitet hat: Graf Georg Friedrich von Waldeck, der erste wohl, der in Brandenburg energisch den Gedanken einer Fürstenunion unter preußischer Führung vertrat, damit aber weit seiner Zeit vorangeeilt ist. Mit der späteren Politik seines Kurfürsten, besonders in bezug auf Frankreich, hat er sich dann nicht befreunden können.

Lange Zeit ist ein Projekt beraten worden, demzufolge der Kurfürst seine Cousine, die Königin Christine, Tochter Gustav Adolfs, hätte heiraten sollen; es ist nicht zustande gekommen und seiner Neigung folgend ehelichte Friedrich Wilhelm 1646 Louise Henriette von Oranien, die Enkelin des großen Oraniers, eine liebenswürdige, feine, geistig hochstehende Frau, mit der er in glücklichster Ehe bis 1667 lebte. Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne, Karl Emil, der neunzehnjährig starb, und der spätere Kurfürst-König Friedrich. Friedrich Wilhelm

heiratete dann in zweiter Ehe, 1668, Dorothee von Holstein, eine weitaus derbere, lebensfreudigere Natur, als es die feinsinnige Holländerin gewesen war: aber auch mit dieser verband ihn herzliche Liebe. Sie schenkte ihm eine Reihe von Kindern, darunter drei Söhne, und blieb sehr besorgt um das Schicksal und die Ausstattung derselben. Daß sich diese und auch die Stiefmutter mit dem Thronerben sehr schlecht vertrugen, daß sogar absurde Gerüchte über einen Vergiftungsversuch an dem Kurprinzen ihren Weg am Hofe machen konnten, war ein trüber Schatten, der auf den Lebensabend Friedrich Wilhelms fiel; die Abneigung, die der junge Thronerbe seinen Halbbrüdern zeigte, veranlaßte wohl den Vater, sehr gegen seine sonstigen Ansichten über die Zusammenfassung der Hausmacht, in einem Testamente die jungen Söhne mit eigenem Landbesitze zu bedenken.

Am 9. Mai 1688, schwer leidend an Gicht und Wassersucht, schied Friedrich Wilhelm aus dem Leben. Breitschultrig, untersetzt, knorrig und fest ist er durchs Leben gegangen, unter den buschigen Brauen starrten ein Paar scharfe, kluge Augen in die Welt, unter ihnen saß eine schiefe Adlernase, ein festes Kinn deutete auf Energie. Sein Wille war Gesetz; rücksichtslos hat er sich seinen Weg gebahnt; für alles Große hat er Sinn und Empfindung gehabt; über alles ging ihm sein Vaterland, sein Volk; das wollte er tüchtig und mächtig haben und nur Pflicht der Dankbarkeit, Anerkennung dieses gewaltigen, starken Mannes ist es gewesen, wenn ihn sein Volk den „Großen Kurfürsten" genannt hat.

VI.

Kaiser Leopold I.

Nahezu 48 Jahre hat in Brandenburg-Preußen der Große Kurfürst regiert, sein jüngerer Zeitgenosse Leopold herrscht über die österreichischen Erblande ebensolange, über das römisch-deutsche Reich 47 Jahre; im selben Jahre wurde er geboren, als eben Friedrich Wilhelm zur Regierung kam. Während in dieser Zeit Brandenburg aufstieg an Umfang und Bedeutung im Deutschen Reich, ging es mit dem habsburgischen Einfluß abwärts, wie für Brandenburg, so ist es auch für Österreich

die entscheidendste Zeit gewesen, entscheidend für den künftigen Beruf dieser Staaten.

Älter als die Hohenzollern sind die Habsburger; in der jetzigen Schweiz steht ihre Stammburg, ihren eigentlichen Stammbesitz begründeten sie in Schwaben; als die ersteren noch kleine unbedeutende Grafen waren, wurde ein Graf von Habsburg zu hohen Ehren berufen. Rudolf wurde zum römischen Könige gewählt, er war einer der klügsten, schlauesten Herrscher, die jemals auf dem deutschen Throne gesessen sind; er verstand es nach Jahren der Unsicherheit, seine Macht ordnend wirken zu lassen und sie willkommen zu machen; er verstand es, die Mark Österreich, die damals herrenlos wurde, seinem eigenen Geschlechte zu verschaffen, diesen Besitz zu verteidigen und zu vergrößern. Seine nächsten Nachfolger auf dem Kaiserthrone aus seiner Familie, Albrecht, Friedrich waren nicht geeignet, die große Politik des Ahns fortzusetzen, andere Geschlechter, Nassauer, Wittelsbacher, Luxemburger, folgten den Habsburgern. Aber Österreich wußten sie zu behaupten, Kärnten, Krain, Steiermark, Tirol, reichen Besitz am Rheine, in Schwaben, die sog. österreichischen Vorlande, deren Hauptort Freiburg im Breisgau wurde, zu gewinnen. Auf Grund dieses immer größer werdenden Landbesitzes konnten sie wieder als Kandidaten für die Kaiserkrone auftreten, und als Sigismund von Luxemburg 1437 starb, wurde im nächsten Jahre Albrecht von Habsburg zum römischen Könige gewählt; nach ganz kurzer Regierung folgte ihm dann sein Neffe Friedrich zu einer der längsten aber unrühmlichsten Kaiserregierungen, 1439—93. Wenig geeignet war dieser schwache Fürst, das Reich zusammenzuhalten; aber er hatte Glück in seiner Hausmacht; er vereinigte einen großen Teil der österreichischen Erbländer, die in verschiedenen Linien auseinandergefallen waren, in seiner Hand, und wußte rechtzeitig das burgundische Reich an Österreich zu fesseln, durch die Heirat Maximilians, seines Sohnes, mit der Erbin desselben. Und noch weiter reichten dann diese Familienverbindungen, als der Sohn aus dieser Ehe, Philipp der Schöne, mit Johanna von Spanien vermählt wurde und eine Reihe unerwarteter Todesfälle dieses Paar zu Erben der ganzen spanischen Monarchie machte.

Mit diesen zwei Heiraten war fremdes Blut, burgundisches und spanisches, in das deutsche der Habsburger geraten und

das fremde Blut erwies sich als stärker; schon Philipps ältester Sohn, den wir als Kaiser Karl V. kennen gelernt haben, ist ein Fremder geworden, der sich in Deutschland nie wohl gefühlt hat, und in dessem Sohne Philipp lebt diese fremde Linie der Habsburger weiter. Aber auch die deutsche Linie, von Karls Bruder, Ferdinand, abstammend, bewahrt den fremden Einschlag, der durch Ehen noch verstärkt wird.

Ferdinand heiratete Anna von Böhmen und Ungarn, eine Slawin aus der Familie der Jagellonen; durch diese Ehe kamen später jene beiden Länder zu Österreich. Ihr Sohn Maximilian vermählt sich mit seiner Base, Maria von Spanien, der Tochter Karls V., aus seiner Ehe mit der portugiesischen Isabella. Der Sohn Maximilians und Marias, Rudolf II., wird, wie wir wissen, in Spanien erzogen. Da er sowie sein Bruder und Nachfolger, Mathias, kinderlos bleiben, so folgt die steirische Linie mit Ferdinand II.

Dieser war ein Enkel Ferdinands und der slawischen Anna; sein Vater Karl war mit der bayerischen Prinzessin Maria vermählt gewesen, die eine Nichte Ferdinands und Annas, also seine leibliche Base war. Und Ferdinand II. heiratete in erster Ehe seine bayerische Verwandte, Maria Anna, die schon väterlicherseits mit ihrem Manne verwandt war, von der Mutter und den Großeltern her französisches, italienisches und dänisches Blut in ihren Adern führte. Aus dieser Ehe stammt Ferdinand III. Es ist noch zu erwähnen, daß Ferdinand II. nach dem Tode Maria Annas eine zweite Ehe geschlossen hat mit eine Italienerin, aus dem Hause der Gonzaga. Ferdinand III., dreimal vermählt, hatte zur Mutter seiner Söhne Ferdinand und Leopold eine spanische Cousine, Maria, nach deren Tode er zunächst eine tirolische Verwandte und zuletzt wieder eine Gonzaga, eine Großnichte der Gemahlin Ferdinands II., heiratete.

Es erhellt aus dieser kurzen Übersicht zweierlei: einmal daß Ehen unter nahen Verwandten auch in der deutschen Linie der Habsburger etwas sehr häufig Vorkommendes waren, und zweitens daß diese Linie nur deshalb eine deutsche genannt werden kann, weil sie über deutsche Länder regierte, man aber lange zurück suchen muß, bis man deutsches Blut in ihren Adern findet. Und auch die Erziehung hat da nicht nachgeholfen, wir wissen bereits, wie sehr der spanische Einfluß

auf die Politik und das ganze Leben der Habsburger eingewirkt hat, wie selbst ein deutsch, ja protestantisch fühlender Mann, wie Maximilian II., seine Söhne nach Spanien geschickt hat. Immer mehr wird auch das rein katholische Element in der Erziehung betont, das naturgemäß wenig national gefärbt ist, besonders seit es von den Jesuiten bestimmt wird, deren ganzer Ideenkreis, ihr Zweck, ihre Entwicklung international waren, die sich zudem in jener Zeit angesichts des protestantischen Geistes, der Deutschland durchzog, mehr auf die glaubensstarken romanischen Völker, vornehmlich Spanier und Italiener, stützen mußten. Ganz besonders mußte dieser fremde Zug der Habsburger dann hervortreten, wenn das Schicksal ihnen einst spanisches und italienisches Gebiet zur Regierung anvertraute, und das hat sich unter Kaiser Leopold ereignet.

Ein paar Worte zuvor über seinen Vater. In einem traurigen Momente des Verfalls hatte Ferdinand III. die Regierung übernommen; der große Krieg stand auf seinem Höhepunkte; Ferdinand war ein kluger, gemäßigter Herr, der einsah, daß die Frömmigkeit und Verschwendungssucht seines Vaters dem Lande nicht zum Besten gereicht hatte; er war wohl auch ein eifriger Katholik, aber weit entfernt von der Einseitigkeit Ferdinands II.; er hatte das Bewußtsein, daß ein guter Regent auch noch für anderes sorgen müsse, als für das Seelenheil der Untertanen; außerdem war er sparsam und zurückhaltend mit den Beweisen seines Wohlwollens. Er sah ein, daß er nichts besseres für seine Völker wirken könne, als ihnen den Frieden zurückgeben; seine Gesandten beim Friedenskongresse, Graf Trautmannsdorf und Dr. Vollmar, haben sich redlich bemüht, einen guten Ausgleich herbeizuführen, mußten aber schließlich angesichts der Lauheit des Reiches schöne österreichische Gebiete dahingeben. Und nach dem Friedensschlusse hat der Kaiser sich dann emsig bemüht, die Wunden, die der Krieg seinen Ländern geschlagen hatte, zu heilen; zu einer großen Tat, zu einer bedeutenderen Politik war keine Zeit. Für die Nachfolge sorgte er frühzeitig, ließ seinen ältesten Sohn gleichen Namens zum römischen Könige wählen; 1654 starb dieser und nun trat der zweite Sohn, Leopold, in den Vordergrund, geboren 1640. Er war für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, erzogen durch den Grafen, späteren Fürsten Johann Ferdinand Portia und die Jesuiten Müller

und Nidhard. Jetzt nach dem Tode des Bruders mußte er für seinen neuen Beruf vorbereitet werden; schon 1655 huldigten ihm die niederösterreichischen Stände als künftigen Herrn, ein Jahr später wurde er zum Könige von Böhmen und Ungarn gewählt; nur das Reich zeigte sich spröde; ein Handel um die Stimmen der Kurfürsten begann: diese Königswahlen in Deutschland waren ein recht schmähliches Geschäft geworden; um Geld ließen sich die Wahlherren gerne ihre Stimmen abkaufen. Darüberhin starb 1657 Kaiser Ferdinand III. Es war zeitlebens schwach und zart gewesen, man hatte ihm kein langes Leben vorausgesagt, als er dann immer älter geworden war, hatte man sich an seine Kränklichkeit so gewöhnt, um so mehr als er ein äußerst mäßiges Leben führte, daß man durch seinen Tod auf das äußerste überrascht wurde. Nun galt es, die Kaiserwahl vorzunehmen; an verschiedene Kandidaten dachte man, an den Bruder des Verstorbenen, Erzherzog Leopold Wilhelm, an den Kurfürsten von Brandenburg, ja es ist allen Ernstes darüber verhandelt worden, ob man nicht den französischen König zum deutschen Kaiser machen könnte. Über diese Verhandlung besteht kein Zweifel; etwas anderes ist es, ob es Ludwig XIV. und seinem Minister, Mazarin, damit Ernst gewesen ist, und da liegt die Vermutung näher, daß es sich ihnen nur um einen Vorwand gehandelt hat, um leichter ihren wirklichen Kandidaten, den Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, durchzudrücken. Dem kühnen Vorkämpfer des Katholizismus während des Dreißigjährigen Krieges, Maximilian, dem ersten bayerischen Kurfürsten, war 1651 sein Sohn, Ferdinand Maria, gefolgt, dem Vater durchaus unähnlich, mehr für das Schöne im menschlichen Leben begabt als für das Große, stark beeinflußt durch seine geistvolle und intrigante Gemahlin, Adelheid von Savoyen, die es zu ihrer Lebensaufgabe machte, Ludwig XIV. zu huldigen, und die zur Vorkämpferin des französischen Einflusses in Bayern geworden ist. Zwar zur Übernahme der Kaiserkrone fühlte sich Ferdinand Maria nicht als der richtige Mann, seinem ehrlichen Sinne widerstrebte es auch, da als Rivale der Habsburger aufzutreten, aber im Widerstreite des Frauenkampfes, der am Münchener Hof begann, zwischen der Mutter des Kurfürsten, die eine Österreicherin war, und der Gattin, siegte zumeist die letztere, und Bayern wird ganz einer deutschen

Politik entfremdet; noch mehr sind dann, meist durch persönlichen Ehrgeiz dazu aufgestachelt, der Sohn und Enkel in französische Bande gefallen: Max Emanuel 1679—1726 und Karl Albert 1726—1745; in einer überaus kritischen Zeit versagt sich Bayern völlig den deutschen Verhältnissen und wird zur Satrapie Frankreichs. Wie sehr der Einfluß dieses Staates in Deutschland überhandgenommen hatte, zeigte sich, als gelegentlich der Kaiserwahl Leopolds, und nachher, Mazarin eine Reihe von weltlichen und geistlichen Ständen Mainz, Köln, Trier, Münster, Basel, Straßburg, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Braunschweig, Waldeck, Württemberg, Kurbrandenburg, Ansbach und Baireuth zu einem rheinischen Bunde unter französischer Führung vereinen konnte, ein Bund, der damals keine weiteren Erfolge aufzuweisen hatte, der nicht einmal die Wahl Leopolds hintertreiben konnte und nach dem Tode seines Schöpfers sich sang- und klanglos auflöste, der aber doch die immer deutlicher werdende Auflösung des deutschen Reiches vorherkündete.

Nach vielen Verhandlungen, Bezahlungen, Versprechungen wurde endlich 1658 Leopold zum Kaiser gewählt. Man hat den Charakter dieses Fürsten lange Zeit unterschätzt, als wäre er ein geistiger Schwächling gewesen, stets von anderen abhängig, einer eigenen Idee unfähig. Das ist ganz unrichtig; er besaß schöne Geistesgaben, die sich langsam entwickelten, aber durchaus nicht brach gelegen sind. Er war nur sehr schüchtern und im Anfange seiner Regierung unselbständig und zurückhaltend; man muß dabei bedenken, in welcher Jugend er das Zepter zu führen begann; eine kraftvolle Natur freilich wie Kurfürst Friedrich Wilhelm, der ja ebenso jung zur Herrschaft kam, ist er nicht gewesen. Sehr oft waren sein Urteil richtiger und sein Blick schärfer, als die seiner Minister, und da hat er leicht, mißtrauisch gegen sich selbst, der schlechteren Ansicht der Fremden nachgegeben, statt der eigenen zu folgen. Mit den Jahren besserte sich das, er hat später gerne den absoluten Herrscher hervorgekehrt. Er war nicht groß, hager, von sehr blasser Gesichtsfarbe; die vielen Verwandtenheiraten waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Sein Blick war düster, wenig lebensfroh. Er liebte es, mit Grandezza Hof zu halten, er liebte Pracht und Verschwendung; er sah sehr auf die Aufrechthaltung der strengsten Etikette. Er selbst trug mit

Vorliebe die schwarze spanische Tracht, dazu rote Strümpfe, auf dem schwarzen Hute eine rote Feder. Er zog gerne Ausländer in seine Nähe und ahmte die Lebensweise des spanischen Hofes nach. Er lebte überaus regelmäßig, widmete den größten Teil des Tages den Geschäften; er sagte gerne von sich, er sei sein eigener Minister; besonders während der letzten Zeit seiner Regierung war er es auch. Er wollte alles kennen lernen, alles wissen, alles erfahren: es war ihm ein Vergnügen, bogenlange Akten durchzulesen und sie mit Randbemerkungen zu versehen. Pflichteifrig und fleißig ist er sohin bis zum Übermaß gewesen, hat dadurch sich aber einer Vielgeschäftigkeit hingegeben, die ihn von wichtigen Dingen abgehalten hat und ihn die Geschäfte liegen ließ, er verstand es nicht, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen. In seiner Jugend war er ein leidenschaftlicher Jäger und hat viel Geld für seine Jagden ausgegeben, später wurde er bequemer und mehr häuslichen Vergnügungen zugewandt. Er war sehr musikalisch, komponierte nicht ohne Geschick und hat darin eine reiche Tätigkeit entfaltet; wieviel davon freilich sein geistiges Eigentum gewesen ist, läßt sich heutzutage nicht mehr feststellen. Dabei liebte er auch manuelle Fertigkeiten, er drechselte mit Vorliebe Holzbecher; Bücher, Münzen, Antiken ließ er sammeln, für die historische Wissenschaft hatte er Sinn, allerdings reichte sein Hofhistoriograph, der Jesuit Wagner, nicht an Pufendorf heran. Die Universitäten in Innsbruck, Olmütz und Breslau wurden unter ihm gegründet, ebenso eine gelehrte Gesellschaft in Halle, die heute noch seinen Namen trägt und unter den naturwissenschaftlichen Akademien einen Rang einnimmt. Des Abends pflegte er das Kartenspiel; genau hat er in sein Tagebuch dann die Ereignisse des Tages, die Ausgaben, auch Spielgewinn und Spielverlust aufgezeichnet. Er war ein frommer Sohn der katholischen Kirche, beobachtete peinlich ihre Vorschriften, aber ließ die Politik nicht von der Religion beeinflussen. Fremde Sprachen sprach und schrieb er mit Vorliebe, spanisch und italienisch vor allem, weniger französisch, aber auch im Deutschen konnte er sich gewandt ausdrücken, was damals durchaus nicht selbstverständlich gewesen ist. Besonders gerne griff er zur Feder, um in einem barbarischen aus deutsch, lateinisch, spanisch, italienisch gemischten Idiome, mit einer skrupellosen Orthographie in einer jeder Beschreibung spottenden

Handschrift Tag für Tag bogenlange Briefe über alles und noch etwas mehr zu schreiben. Seine Briefe sind wahre Worträtsel, auch die Zeitgenossen, seine Räte und Minister standen oft verständnislos vor den Hieroglyphen, sie sind aber von großem Werte, weil er da — so zum Beispiel in dem Briefwechsel mit seinem Freunde dem Grafen Pötting, österreichischen Gesandten in Madrid — seinem Herzen freien Lauf läßt und offen von der Leber weg spricht. Wir lernen daraus seine Urteilsfähigkeit, seinen richtigen politischen Blick kennen, seine Vielgeschäftigkeit, seine abgrundtiefe Gutmütigkeit, seine eigenartige Indolenz den Ereignissen gegenüber. Wer ihn darum bittet, erhält Empfehlungen, Geleitschreiben mit, er kann niemand etwas abschlagen; bleiben sie wirkungslos, so ist er darob nicht beleidigt und tröstet sich mit dem Gedanken, es sei vielleicht so besser gewesen!

Er hat nicht das Glück gehabt, große Männer, bedeutende Minister auf seinem Lebenswege zu finden, dagegen besaß er tüchtige Feldherren. Die Politik wird geleitet von seinem früheren Erzieher Portia, vom Fürsten Wenzel Lobkowitz, von Weickardt Auersperg, dem ersten Fürsten und Begründer der Bedeutung dieses Geschlechts, von den Grafen Lamberg, Harrach, Buccellini, von Männern, die von geringer Herkunft als Juristen emporgekommen sind, wie Johann Paul Hocher. Die Finanzen verwalten die Grafen Ludwig Sinzendorf, Gundacker Starhemberg, Breuner, Salaburg. Im Kriege freilich da ändert sich das Bild, Männer wie Montecucculi, Guido Starhemberg, Prinz Eugen von Savoyen, Markgraf Ludwig von Baden, Herzog Karl von Lothringen überstrahlen die militärischen Talente Österreichs aus Vergangenheit und Zukunft. Diese Männer fanden auch ein reiches Feld für ihre Tätigkeit; Leopold führte Krieg gegen die Schweden 1657—1660, gegen die Türken 1661—1664, 1682—1699; gegen Ludwig XIV. 1672—1679, 1688—1697, 1702—1705, mitten im wütenden spanischen Erbfolgekrieg starb er. Man staunt, wie es den österreichischen Erbländern bei ihren geringen Einnahmen, bei ihrer wenig geeigneten Verwaltung möglich gewesen ist, für so viele Kriegsjahre, 42 unter 47 Regierungsjahren, aufzukommen. Besonders da die Finanzverwaltung eine nichts weniger als glückliche war, beispielsweise Graf Ludwig Sinzendorf in seiner 20jährigen Verwaltung sich der gröbsten Unterschleife schuldig gemacht

hatte. Es charakterisiert die Gutmütigkeit und Sorglosigkeit des Kaisers, daß er diesen Mann nur leicht gestraft und dessen Sohn sofort wieder in den Staatsdienst aufgenommen hat. Er hat manche trübe Erfahrung mit seinen Dienern machen müssen. Lobkowitz und Auersperg standen im französischen Solde, beide mußte er in Ungnade entlassen, obwohl sie die späteren Politiker an Verstand überragt haben. Nichts konnte aber Leopold hindern, immer wieder die österreichische Aristokratie heranzuziehen und weit über seine Verhältnisse hinaus mit Geld und Gütern zu überhäufen; alles Unheil konnte ihn nicht zur Menschenkenntnis erziehen. Unter ihm bildet sich eine österreichische Eigentümlichkeit aus, die starke Bevorzugung und der starke Einfluß der Aristokratie; dadurch wird abermals ein starkes Zuströmen fremder nicht deutscher Elemente bedingt. Zu den höchsten Stellen in Amt und Armee mußte man geboren werden, nur selten gelang es einem Emporkömmling, diese feste Phalanx zu durchbrechen; mühevoll war sein Weg, nie wurde er für voll angesehen. Zweifellos haben sich dann in österreichischen Diensten Aristokraten mit hoher Ehre ausgezeichnet; dank ihrer Geburt konnten sie schon in jungen Jahren, in vollster Manneskraft, ihr Bestes und Tüchtigstes leisten, sie wurden auf ihrem Lebenswege nicht durch eine lange Reihe Vorstufen aufgehalten; aber sie sind doch vielfach besseren Männern im Wege gestanden; fast ausnahmslos findet man unter den Ministern, den Gesandten, den Generälen Vertreter der hohen Aristokratie, die auch, ohne viel gelernt und gearbeitet zu haben, die höchsten Posten einnahmen und dort leisteten, was sie eben leisten konnten; und das war oft nicht viel. Niemals ist beispielsweise unter Kaiser Leopold der Klügste der Diplomaten, über den Österreich in langen Jahrhunderten verfügen konnte, der Freiherr von Lisola, zu Macht und Einfluß gekommen; obwohl selbst adlig, gehörte er doch nicht den großen österreichischen Adelsfamilien an.

Leopold ist dreimal verheiratet gewesen. Seine erste Gemahlin war eine spanische Prinzessin, eine Cousine, Margarete Theresia; es war eine politische Heirat, da sie Erbansprüche auf Spanien ihrem Gatten mit in die Ehe brachte. Es dauerte lange, bis die Ehe geschlossen werden konnte, immer wieder wußte der spanische Hof die Abreise der Infantin zu verzögern, bis alle seine Wünsche nach Gold und Ehrenzeichen

erfüllt waren; dann verhinderten ungünstige Winde die Seereise, viele Monate mußte Leopold warten, bis endlich der Himmel seinen Wunsch erfüllte und ihm die sehnsüchtig erwartete Brant in die Arme legte. Es war eine glückliche Ehe, nur dadurch getrübt, daß fast alle Kinder aus derselben frühe starben, eine einzige Prinzessin, Marie Antonia, wuchs heran. Es war ein großer Schmerz für den Kaiser, als sein geliebtes Margaretl nach sechseinhalbjähriger Ehe die Augen für immer schloß. Rührend sind seine Briefe, in denen er die Tote beweinte. Trotzdem schritt er schon nach sieben Monaten zu einer zweiten Ehe. Seine Base Claudia Felicitas von Tirol, eine schöne glänzende Frau war es, die er heimführte; auch diesmal hatte kluge Erwägung die Wahl des Kaisers geleitet, denn die Prinzessin war die Erbin von Tirol, damit kam das Land, das einst unter Ferdinand I. vom Hauptstamme abgetrennt worden war, wieder an Österreich zurück. Auch die zweite Ehe dauerte nicht lange, kaum drei Jahre; und wieder nur wenige Monate nach dem Tode der zweiten Frau, heiratete Leopold zum dritten Male: er war moralischen Sinnes, stets ein musterhafter Gatte und hatte überdies noch keinen Leibeserben. Diesmal wählte er aus deutschem Fürstenhause Eleonore von Pfalz-Neuburg und sie wurde die Mutter der Erzherzöge Joseph und Karl, die später beide auf den deutschen Kaiserthron berufen worden sind.

Zwei wichtige Ereignisse in der österreichischen Geschichte sind unlösbar mit der Regierung Kaiser Leopolds verknüpft: die Eroberung Ungarns und die Eroberung eines Teiles der spanischen Monarchie; daneben ist er in die großen Kriege Ludwigs XIV. hineingezogen worden. Jene beiden Ereignisse haben aber mehr als alles andere dazu beigetragen, den Donaustaat Deutschland zu entfremden und ihm andere Aufgaben aufzugeben. Als Leopold zur Regierung kam, stand der größte Teil von Ungarn und von Siebenbürgen in den Händen der Türken oder unter der Herrschaft einheimischer Fürsten. Seit langen Jahren zum ersten Male war es 1664 bei St. Gotthard, daß die kaiserlichen Regimenter einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen erfochten, der ihnen den Weg ins Ungarland hinein bahnte. Mit Energie wurde die neue Lage ausgenützt, besonders Fürst Wenzel Lobkowitz ist ein Anhänger scharfer Maßregeln gewesen, er zeigte damit, daß er den

ungarischen Volkscharakter richtig abschätzte. Als anfangs der siebziger Jahre ein neuer Verschwörungsherd sich in Ungarn bildete unter Teilnahme alter Geschlechter wie Tököly, Frangipan, Nadasdy, Zriny, Tattenbach, da fuhr strafend und wetternd die kaiserliche Macht hinein; vieren der genannten Männer wurde der Kopf zu den Füßen gelegt, Tököly entkam in die Türkei. Wie ein erobertes Land, was es in der Tat war, wurde Ungarn in den nächsten Jahren behandelt, ihm aber doch 1679 die Komitatsverfassung und die eigene Verwaltung zurückgegeben. Gegen diese Fortschritte der Kaiserlichen machte sich dann Anfang der achtziger Jahre eine Reaktion von seiten der Türken geltend. Noch einmal zogen sie unter dem Großwesir Kara Mustapha in ungeheuren Scharen durch Ungarn vor Wien, 1683, um diese Stadt, ebenso wie sie es 1529 getan hatten, zu berennen. Noch einmal maß sich europäische Kultur mit asiatischer Barbarei im Herzen von Europa selbst und noch einmal leistete die tapfere Wiener Stadt erfolgreichen Widerstand. Rascher und universeller als sonst kam die Hilfe von der Christenheit; der Kulturgedanke war mächtig genug in Europa geworden, das Solidaritätsgefühl der Christenheit gegenüber dem Islam, so daß Ludwig XIV. nicht mehr wagte, was noch Franz I. vor hundertfünfzig Jahren getan hatte, die Türken offen zu unterstützen. Im Gegenteil, er mußte es zulassen, daß der französische Adel selbst unter die kaiserlichen Fahnen strömte. Alle Gegner der Türken wurden mobilisiert; nicht nur das deutsche Reich schickte ein Heer, auch das Königreich Polen unter dem Wahlfürsten Johann Sobieski trat noch einmal als europäische Großmacht auf und sandte seinen König selbst, um an den Abhängen des Wiener Waldes die polnischen Grenzen vor den Osmanen zu verteidigen. Elendiglich endete die Belagerung der Türken, zurückgejagt wurden sie über die Leitha und nun, was sonst nie geschehen war, folgte ein kaiserliches Heer, um den Sieg auszunützen. Unsterblich bleibt da der Ruhm des Markgrafen von Baden, des „Türkenlouis" und vor allem dann Prinz Eugens. 1686 wird Ofen erobert, 1691 werden die Türken bei Salankemen, 1697 bei Zentha bis zur Vernichtung geschlagen und im Frieden von Karlowitz ganz Ungarn, mit Ausnahme des Temeser Banats, ebenso Siebenbürgen für Österreich behauptet. Noch während des Kriegs erfolgte auf dem Reichstage von Preßburg 1687/88 die

völlige Aussöhnung mit den Ungarn; sie verzichteten auf den bewaffneten Widerstand, den sie bisher als ihr gutes Recht behauptet hatten, nahmen Erzherzog Joseph als König an und unterwarfen sich dem Hause Habsburg. Noch einmal zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts loderte der Aufstand in Ungarn auf unter Franz Rakoczy, aber dieser Bewegung war der Boden abgegraben worden durch die mit Milde gepaarte Strenge der Regierung Leopolds. Da auch die hohe Pforte diesen Aufstand nicht mit ganzer Kraft unterstützte, wurde er leicht unterdrückt und den selbständigen Regungen der Ungarn in den letzten Lebenstagen Kaiser Josephs I. durch den Frieden von Szathmar ein Ende gemacht. Erst später schlug die Pforte los, mußte aber dann im Passarovitzer Frieden von 1718 auch das Banat und selbst Teile von Serbien mit Belgrad abtreten. Wie sehr sich die Ungarn bald unter der leichten österreichischen Regierung wohlfühlten, zeigt am besten, daß sie später dem Beschlusse der Unteilbarkeit der gesamten Monarchie, der pragmatischen Sanktion von 1713, freudig zugestimmt haben.

Man kann sie bereits unter Leopold für unterworfen ansehen; während Böhmen seinen Kampf um die Selbständigkeit 1618—1620 mit dem Verluste seiner Privilegien bezahlen mußte, war Ungarn, das sich viel länger gewehrt, das sich viel unbotmäßiger benommen hatte, leicht davongekommen; es behielt eine Sonderstellung, die ihm alle Vorteile der Verbindung mit den österreichischen Ländern sicherte, ohne es irgendwie zu belasten, denn an Geld und an Soldaten haben die Ungarn wenig geleistet. Österreich hatte es mit seinem Herzblute erobert und verteidigt, ohne kaum Vorteile davon zu haben. Immer wieder wurden in jenen Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts die Hilfsquellen der anderen Provinzen für den Kampf in Ungarn verwendet, die meisten Regimenter, die besten Generale hingesandt; es war Herzenssache für Leopold, diesen Krieg siegreich zu beenden, während der Krieg am Rhein stiefmütterlich behandelt wurde und die Habsburger immer meinten, dort solle ihre Stellung von anderen, vom Reich, von den Gegnern Frankreichs verteidigt werden. Und doch waren es wichtige Interessen, die da in Frage standen.

Wir wissen bereits, daß die Großmannssucht des französischen Königs, der Wunsch nach den natürlichen Grenzen

Frankreichs da große Kämpfe entfacht hatte. In zwei Kriege wird der Kaiser als Oberhaupt des Reiches, als Herr der Vorlande verwickelt. Sie enden mit den Friedensschlüssen von Nymwegen und Rijswyck. Zwei Namen, die recht charakteristisch klingen „nimm' weg" und „reiß weg"; beide Male sind kostbare Landstriche an Frankreich verloren gegangen. Im ersten Frieden erhielt Ludwig, abgesehen von wichtigen niederländischen Plätzen, die Freigrafschaft — Franche Comté — und Freiburg, den Hauptort im Breisgau, zugleich ein bedeutender militärischer Platz, am Einlaufe der Dreisam in den Rhein. In den folgenden Friedensjahren ist dann Ludwig am gewalttätigsten vorgegangen, durch die Überrumpelung von Straßburg, die Einnahme von Luxemburg, die Besetzung von Trier. Er hielt damals das Reich für völlig ungefährlich und zwang es zu einem Waffenstillstande. Er hatte aber den Gegensatz, der allenthalben gegen ihn vorhanden war, stark unterschätzt; er verlor, wie wir wissen, die brandenburgische Allianz, er hat besonders 1688 einen Gegner gegen sich erstehen sehen, den er gleichfalls in törichter Weise mißachtet hat: Wilhelm von Oranien, der Urenkel jenes ersten großen Oraniers, besteigt den englischen Thron und mobilisiert nun alle englischen und holländischen Kräfte gegen Frankreich. Als jetzt Ludwig unter fadenscheinigstem Vorwande bis nach der Pfalz seine Raubzüge ausdehnt, bricht ein gewaltiger Krieg los. Wohl werden die pfälzischen Lande greulich verheert, aber Ludwig unterliegt doch der Koalition, die sich gegen ihn gebildet hat; 1697 muß er den größten Teil der Reunionen zurückgeben und behält nur das Elsaß mit Straßburg; dafür bekommt der Kaiser Freiburg wieder. Man hat damals dem Kaiser vorgeworfen, daß er Straßburg selbst ausgeliefert, indem er nicht rechtzeitig Frieden schloß, und daß er lieber seine Stadt Freiburg zurücknahm, als daß er durch ihr Opfer den Rückfall von Straßburg erkauft hätte. Man wird den Verdacht, daß diese Beschuldigung etwas Wahres in sich enthält, nicht ganz ablehnen können; man wird das aber nur als neues Symptom auffassen können für die veränderte Stellung der Habsburger zum Reiche; sie waren es müde geworden, stets die Zeche der Friedensschlüsse zu zahlen, wie es Leopold eben wieder in Nymwegen durch Freiburgs Abtretung hatte tun müssen, und sie haben einmal mit Erfolg das Gegenteil versucht.

Schwer empfand man diese Haltung des Kaisers im Reiche, besonders als dann in einer besonderen Klausel des Friedens mit Frankreich bestimmt wurde, daß in den von Frankreich zurückgegebenen deutschen Landesteilen die katholische Religion, die von Ludwig XIV. dort zwangsweise zur Herrschaft gebracht worden war, ungestört weiter bestehen sollte; die sogenannte Rijswycker Klausel, die plötzlich den protestantischen deutschen Fürsten es wieder klar vor Augen führte, welch eine Welt sie von dem katholischen Leopold trennte! Während das Reich und die Seemächte fast allein den kaiserlichen Krieg gegen Frankreich geführt hatten, war dem Kaiser die Eroberung von Ungarn geglückt und jetzt erntete er noch unverdiente Vorteile im Friedensschlusse, war das billig? Schwer empfand man den Verlust Straßburgs, wegen der überaus wichtigen Stellung dieser Stadt am Rhein; gestützt auf Straßburg, auf zwei weitere Forts, die Ludwig XIV. am Oberlauf des Flusses anlegte, Fort St. Louis und Hüningen, konnte Frankreich jederzeit ungehindert seine Truppen über den Strom werfen; die benachbarten Länder Pfalz, Trier, Köln, sie waren offen gegen Frankreich, der Rhein schützte sie nicht mehr. War das der deutsche Kaiser, der Hüter und Mehrer des Reiches sein sollte?

Im engsten Zusammenhange mit dieser alten Feindschaft zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon stand jetzt der Streit um die spanische Erbschaft. 1665 war König Philipp IV. von Spanien gestorben; er hatte ein kleines Söhnchen hinterlassen, Karl, das die Ärzte als nicht lebensfähig bezeichnet haben. Das Kind hat den Ausspruch der Mediziner Lügen gestraft, indem es noch volle fünfunddreißig Jahre am Leben blieb und als König Karl II. in Spanien, Amerika, Italien und den Niederlanden regierte. Freilich nur dem Namen nach, ein grämliches Leben führend, ohne Freuden und ohne Glück, von anderen beherrscht, noch mehr von seinem kranken Körper, von seinem ungesunden Geiste unterjocht, was in schrecklichen Visionen, die leicht von der Umgebung auszunützen waren, seine Äußerung fand. Nach zweimaliger Verheiratung des Königs war es bald klar, daß er auf keine Nachkommenschaft zu hoffen hatte; damit waren die spanischen Habsburger dem Aussterben bestimmt, wer sollte nun diese kostbare Erbschaft antreten? Diese Frage hat die europäische Diplomatie während der ganzen Lebenszeit dieses letzten Königs von Spanien aus dem

Geschlechte Philipps des Schönen und Johanna der Wahnsinnigen beschäftigt.

Als nächste Berechtigte stellten sich die Häupter der beiden Familien Bourbon und Habsburg dar; zahlreiche Heiraten hatten die Verwandtschaft des spanischen Königshauses mit den ersteren vermittelt, mit den letzteren verstärkt. Während seiner ganzen Regierung hat Ludwig XIV. auf diese Erbschaft hingearbeitet und auch Leopolds Minister haben mehr oder minder geschickt mit dieser Eventualität gerechnet. Der europäischen Diplomatie, soweit sie damals in Betracht kam, also vor allem der englischen und holländischen, war es gefährlich geschienen, das gesamte ungeheure Reich einem einzigen Potentaten zuzuweisen; sowohl der deutsche Kaiser und Erbherr von Österreich, Ungarn und Böhmen, als auch der König von Frankreich wären durch den Heimfall von Spanien, Amerika, Italien und der Niederlande zu mächtig geworden; Frankreichs Stellung zur See wäre dadurch besonders gestärkt worden; die Holländer vor allem wären Gefahr gelaufen, ins Meer geworfen zu werden. So wurden die verschiedensten Teilungspläne am grünen Tische vorgenommen 1668, 1698, 1699, ohne Rücksicht darauf, was die zunächstbeteiligten Spanier dazu sagen würden. Einen Augenblick lang schien noch ein anderer Ausweg gefunden zu sein. Wir erinnern uns der einzigen überlebenden Tochter Kaiser Leopolds aus seiner Ehe mit der spanischen Margarete; diese Prinzessin, Marie Antonia, hatte sich mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern vermählt und war bei der Geburt eines Söhnchens, Ferdinand, im Wochenbett gestorben. Auf diesen jungen Prinzen richteten nun die Diplomaten ihre Blicke, ihn wählten die Spanier zu ihrem künftigen Könige aus; abgesehen von kleinen Abfindungen an Österreich und Frankreich sollte er das ungeteilte Reich beherrschen. Sein ehrgeiziger Vater, der Bayernfürst, frohlockte über die Aussichten, die ihm die Rangerhöhung des Knaben eröffnen würde; er fungierte bereits als spanischer Statthalter in den Niederlanden, fühlte sich am ausgelassenen Hofe von Brüssel sehr wohl und gedachte auf irgendeine Weise eine Königskrone zu ergattern. Da starb der junge Kurprinz, erst zwölfjährig, an den Blattern, und der ganzen Liebe Müh' war umsonst gewesen. Aufs neue beginnt der Wettlauf der Gesandten am Bette des sterbenden Königs von Spanien; da man in Wien und Paris nicht allzu

begehrlich erscheinen wollte, so wurde die Erbschaft nicht für die regierenden Häupter und ihre voraussichtlichen Nachfolger gefordert, sondern für die Nicht-Thronfolger; Kaiser Leopold wollte seinem zweiten Sohne Karl, Ludwig XIV. seinem zweiten Enkel, dem Herzoge von Anjou, die Erbschaft verschaffen. Auf die Intrigen in Madrid, die jetzt zu spielen begannen, kann hier nicht eingegangen werden: den Sieg erfochten die Franzosen; als Karl II. Ende 1700 endlich sein kümmerliches Leben beendete, fand sich ein Testament vor, das den französischen Prinzen zum Erben einsetzte. Ohne Rücksicht auf die vorhergegangenen Renunziationen, Teilungstraktate nahm Ludwig XIV. die Erbschaft für seinen Enkel an, schon Anfang 1701 huldigte Spanien diesem als König Philipp V.

Langsam wurde der Widerstand gegen diesen Staatsstreich organisiert, mühsam die Frage des Reichskriegs in Fluß gebracht; durch günstige Verträge, über deren Inhalt noch ein Wort zu reden sein wird, waren die maßgebenden deutschen Fürstenfamilien der Welfen, Hohenzollern, Wettiner gebunden die kaiserliche Politik zu unterstützen, obwohl sie kaum ein Interesse daran hatten, die Macht der Habsburger zu mehren. Die Seemächte, von denen England noch besonders gereizt wurde durch die törichte Unterstützung, die damals Ludwig den entthronten Stuarts angedeihen ließ, rüsteten ebenfalls, um Frankreichs Macht in engeren Grenzen zu halten. Portugal wurde später noch gewonnen und so beginnt 1702 der große Krieg gegen Ludwig XIV. und Philipp V. Glänzende Siege haben im Verlaufe desselben die Verbündeten errungen bei Turin, Höchstädt, Ramillies, Oudenaarden, Malplaquet, Villa-Viciosa, und als Kaiser Leopold 1705 seine Augen schloß, da konnte er noch die Hoffnung hegen, es würde möglich sein für Erzherzog Karl, Karl III. von Spanien, wie er sich nannte, die ganze spanische Monarchie zu erobern; und doch hatte sich damals durch den Verlauf des Krieges bereits gezeigt, was dem Anjou zu entreißen sein würde und was nicht: in Spanien hatte er festen Fuß gefaßt und wußte immer seine Hauptstadt wiederzugewinnen, mit dem Hauptlande würden wohl auch die überseeischen Kolonien gehen; dagegen blieben ihm die europäischen Nebenländer, Niederlande und Italien, verloren. Energisch wurde der Krieg auch durch Leopolds Nachfolger, Kaiser Joseph I., fortgeführt. Friedensverhandlungen setzten dazu

ein; sie führten zu keinem Resultate. Da kam von England her, durch innere Verhältnisse veranlaßt, der Umschwung. Und während da geheime Verhandlungen geführt wurden, starb Joseph plötzlich im besten Mannesalter an den Blattern; er war ohne männliche Nachkommen; sein Bruder Karl ist sein Erbe in Österreich, im Reich, aus dem Könige Karl III. wird ein Kaiser Karl VI. Beide Würden scheinen nicht vereinbar, da war die Gefahr einer Vereinigung so ungeheurer Machtmittel in einer Hand wieder vorhanden. Die Folge ist dann der Ausgleich, der Friede, auf Grund jener eben angedeuteten Teilung, geschehen zu Utrecht Anno 1713; vom Kaiser, der allein gelassen den Krieg noch fortsetzte, bestätigt zu Rastatt 1714. An Österreich kamen die belgischen Niederlande, Mailand, Neapel, die Insel Sardinien. Letztere wurde dann einige Jahre später gegen die Insel Sizilien ausgetauscht. Für das Reich wird der letzte Friede von Rijswyck bestätigt. Damit ist der Kampf um das spanische Erbe beendet.

In Deutschland waren unmittelbar vor dem Kriege wichtige Veränderungen vor sich gegangen, deren wir hier noch gedenken müssen. Bayern hatte sich, wie eben angedeutet worden ist, ganz der französischen Sache angeschlossen und einen anderen Kurstaat, in dem gleichfalls ein Wittelsbacher regierte, Köln, mitgerissen; Max Emanuel hatte sich davon eine bedeutende militärische und politische Stellung versprochen; er war ein ehrgeiziger, lebenslustiger Herr, der gerne eine Königskrone getragen hätte. Das Schicksal entschied aber gegen ihn; statt neues Land zu gewinnen, fiel zeitweise sein Kurfürstentum ganz in österreichische Hände, er wurde vom Kaiser geächtet. Vergebens versuchte er dann beim Friedensschlusse eine Landvergrößerung und Rangerhöhung zu erreichen, etwa Limburg oder Luxemburg oder die Insel Sardinien mit der Königskrone; er mußte auf beides verzichten und zufrieden sein, daß ihm die Freundschaft Ludwigs XIV. und die Unlust der Fürsten, Österreich durch bayrisches Gebiet stark vergrößert zu sehen, sein Land und seine Würde wieder zurückgab. Die Zeiten waren doch vorüber, da ein Kaiser ungescheut seine Vasallen in die Reichsacht erklären und über ihr Land verfügen konnte. Die Wittelsbacher waren leer ausgegangen; besser sollte es den anderen Geschlechtern ergehen. Die Welfen hatten ihren Besitz konzentriert; eine große Linie war aus vier kleinen zusammengeschweißt worden,

und dieses Fürstenhaus erreichte trotz heftigen Widerstandes der Mitfürsten 1692 die Erhebung in den Kurfürstenstand. Da die böhmische Kurstimme, abgesehen von den Kaiserwahlen, in den letzten Jahrhunderten „geruht" hatte, wurde dadurch die bisherige katholische Mehrheit im Kurfürstenkollegium verändert: den Katholiken Mainz, Köln, Trier, Bayern standen jetzt die Protestanten Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Hannover gegenüber. Um den Katholiken wieder die Mehrheit zu sichern, wurde gleichzeitig die „Readmission", die Wiederbelebung der böhmischen Stimme auch in anderen Reichsangelegenheiten beantragt. Nach langen Kämpfen gelang es beides im Reichstage durchzusetzen. Daß es möglich war, so einschneidende Veränderungen durchzuführen, zeigt zur Genüge, wie wenig Bedeutung damals dem Reichstage geblieben war. Dem neuen Kurfürstentum Hannover winkte bald eine noch größere Standeserhöhung; da die katholischen Stuarts aus England verbannt blieben, wurde Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover, der nächstberechtigte protestantische Anwärter auf den englischen Thron und in der Tat bestieg er ihn dann als König Georg I. 1714.

Ebenso wurden die sächsischen Fürsten mit dem Auslande verknüpft; Friedrich August I., von dem wir noch mehr hören werden, setzte durch viel Geld und Intrigen aller Art, nicht zuletzt durch seinen Übertritt zur katholischen Religion, 1697, seine Wahl zum Könige von Polen durch, als welcher er August II. heißt.

Angesichts dieses Ehrgeizes, der die Fürstengeschlechter Deutschlands durchzog, konnte Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg nicht rasten. Er hatte sich bald nach seiner Thronbesteigung die tiefe Demütigung gefallen lassen müssen, Schwiebus auf Grund seines heimlichen 1686 geleisteten Reverses wieder zurückgeben zu müssen. Wenig nützte ihm die dabei gewährleistete Aussicht auf Ostfriesland, wenig nützte ihm, daß seine Unterhändler bei der „Retradition" von Schwiebus ausdrücklich erklärten, damit lebten die brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien wieder auf; es war eine Demütigung und eine Niederlage gewesen. Dafür hoffte er sich durch eine Titelerhöhung schadlos zu halten. Seiner Prachtliebe entsprach der Wunsch, einen königlichen Hof zu führen. Lange dauern die Verhandlungen darüber; sogar der Papst griff ein, um vielleicht damit auch einen Religionswechsel des Brandenburgers zu er-

reichen; sehr unwillig war er, als er sich dann in dieser Hoffnung getäuscht sah. Verschiedene Titel wurden vorgeschlagen, König der Vandalen usw., bis endlich der Vertrag mit dem Kaiser fertig wurde, in welchem dieser zugab, daß sich der Kurfürst nach dem Lande, das er völlig souverän besaß, König in Preußen nannte, dafür aber — ebenso wie Welfen und Wettiner — die Unterstützung der kaiserlichen Politik versprach. Sogar ins Ausland, aus dem Reich heraus, durften die Brandenburger geschickt werden, sie haben dann 1704 bei Turin durch ihre Tapferkeit die Schlacht entschieden. Am 18. Januar 1701 hatte sich Friedrich in Königsberg die preußische Königskrone aufsetzen lassen.

So gab es im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts einen König Friedrich I. von Preußen, einen König August II. von Polen, einen König Georg I. von England: lauter deutsche Fürsten. Nur die Wittelsbacher waren durch ihre Verbindung mit Frankreich leer ausgegangen; erst hundert Jahre später sollte ihnen diese Politik die erwünschten Früchte bringen.

Es hatten die Welfen sich mit England verbunden, die Wettiner mit Polen, die Wittelsbacher mit Frankreich; die Habsburger hatten Ungarn, Italien, die französischen Niederlande erworben, sie trugen sich noch viele Jahre mit ernsten Absichten auf Spanien. Alle diese Geschlechter hatten sich mit dem Auslande verheiratet, einzig und allein die Hohenzollern waren auf deutschem Boden geblieben, sie haben hier die stählende Kraft gefunden, die sie für eine große Stellung in Deutschland brauchten.

Zwei Jahrhunderte deutscher Geschichte sind an uns vorübergezogen; der unbewußte Versuch Martin Luthers, auf religiöser Grundlage ein machtvolles deutsches Reich zu gründen, war gescheitert an dem Widerstreben der Habsburger, sich auf diese neue Basis zu stellen, an dem Widerstande der deutschen Fürsten gegen eine starke Zentralgewalt, an dem anfangs leisen, dann stärker werdenden Bestreben des Auslands, die Parteiungen im Reich zu mehren. Immer weiter gehen diese drei Richtungen der deutschen Weltgeschichte.

Die Habsburger werden mehr und mehr aus Deutschland hinaus vom Westen nach dem Osten gedrängt; sie bleiben

katholisch und begründen eine umfangreiche Hausmacht, die aber, aus den verschiedensten Ländern und Völkern bestehend, dadurch allein schon den Keim der Schwäche in sich trägt. Monarchen voller Pflichttreue, aber ohne große geistige Bedeutung, besonders in Geldsachen unerfahren und unglücklich, haben sie die Mission Österreichs in Deutschland nicht erkannt, oder als etwas Selbstverständliches unterschätzt. Die deutschen Fürsten wahren dem schwach und schwächer werdenden Kaisertume gegenüber ihre Hausmacht und ihr Hausrecht; sie werden selbständig, machen große Politik, organisieren ihre eigenen Heere, treiben eigene Finanzwirtschaft und lösen ihre Stände aus alter Verbindung mit dem großen Organismus des Reiches los. Das Ausland, Frankreich, England, Holland, Dänemark, Schweden hat sich in deutsche Verhältnisse einzumischen verstanden und hier festen Fuß gefaßt. Fast ausschließlich waren es der Westen und Teile des Nordens von Europa, die da eingegriffen haben; der Osten tritt erst in der Zeit, mit der dieser Band abschließt, mehr in den Vordergrund, in einer Macht, die dann in den kommenden Jahrhunderten gewaltig eingreifen wird in die Geschicke Europas: Rußland.

Deutschland zerfällt in einzelne Staaten; die Begriffe deutsch, österreichisch decken sich nicht mehr. Österreich wird zum Ausland und ein anderer deutscher Staat soll seine Erbschaft antreten. Noch ist es ungewiß, welcher? aber schon deutet sich die einstige Größe Preußens an.

Personenregister.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet Mk. 1.—	in Bändchen von 130–160 Seiten. Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.	Gebunden Mk. 1.25.

In erschöpfender und allgemein-verständlicher Behandlung werden in abgeschlossenen Bänden auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen wichtiger Gebiete in planvoller Beschränkung aus allen Zweigen des Wissens geboten, die von allgemeinem Interesse sind und dauernden Nutzen gewähren.

Geschenkausgabe (von den neueren Bändchen erschienen) auf Velinpapier in Ledereinband Mk. **2.50.**

Aberglaube s. Medizin.

Abstammungslehre. Abstammungslehre und Darwinismus. Von Professor Dr. R. Hesse. 2. Auflage. Mit 37 Figuren im Text.

Die Darstellung der großen Errungenschaft der biologischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, der Abstammungslehre, erörtert die zwei Fragen: „Was nötigt uns zur Annahme der Abstammungslehre?“ und — die viel schwierigere — „wie geschah die Umwandlung der Tier- und Pflanzenarten, welche die Abstammungslehre fordert?“ oder: „wie wird die Abstammung erklärt?“

Alkoholismus. Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. 2 Bändchen.

Die beiden Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr verbundenen sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme. Sie enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung und sind unentbehrlich für alle, denen die Bekämpfung des Alkoholismus als eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Aufgaben ernster, sittlicher und sozialer Kulturarbeit am Herzen liegt.

Ameisen. Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren im Text.

Faßt die Ergebnisse der so interessanten Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, über die Sinnestätigkeit der Ameisen und über andere interessante Details aus dem Ameisenleben zusammen.

Anthropologie s. Mensch.

Arbeiterschutz. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von Professor Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Das Buch bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage“ behandelten Stoffes; insbesondere treten die Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen in den Vordergrund.

Astronomie (s. a. Kalender; Mond; Weltall). Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Professor Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abbildungen im Text.

Schildert den Kampf der beiden hauptsächlichsten „Weltbilder", des die Erde und des die Sonne als Mittelpunkt betrachtenden, der einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit bildet, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Atome s. Moleküle.

Baukunst. Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Professor Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Der Verfasser will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären, indem er zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie die romanische Kunst geschaffen und zur Gotik weiter entwickelt wird.

Beethoven s. Musik.

Befruchtungsvorgang. Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen im Text und 4 Doppeltafeln.

Will die Ergebnisse der modernen Forschung, die sich mit dem Befruchtungsproblem befaßt, darstellen. Ei und Samen, ihre Genese, ihre Reifung und ihre Vereinigung werden behandelt, im Chromatin die materielle Grundlage der Vererbung aufgezeigt und als die Bedeutung des Befruchtungsvorgangs eine Mischung der Qualitäten zweier Individuen.

Beleuchtungsarten. Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen im Text.

Gibt einen Überblick über ein gewaltiges Arbeitsfeld deutscher Technik und Wissenschaft, indem die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung behandelt werden.

Bevölkerungslehre. Von Professor Dr. M. Haushofer.

Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Bibel s. Jesus; Religionsgeschichte. — **Biologie** s. Abstammungslehre; Ameisen; Befruchtungsvorgang; Meeresforschung; Tierleben. — **Botanik** s. Obstbau; Pflanzen. — **Buchwesen** s. Illustrationskunst; Schriftwesen.

Bildungswesen (s. a. Schulwesen). Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von Professor Dr. Friedrich Paulsen.

Auf beschränktem Raum löst der Verfasser die schwierige Aufgabe, indem er das Bildu wesen stets im Rahmen der allgemeinen Kulturbewegung darstellt, so daß die gesamte Kul entwicklung unseres Volkes in der Darstellung seines Bildungswesens wie in einem verkleine Spiegelbild zur Erscheinung kommt. So wird aus dem Büchlein nicht nur für die Erkennt der Vergangenheit, sondern auch für die Forderungen der Zukunft reiche Frucht erwach

Biologie siehe Pflanzen.

Buddha. Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Dr. Richard Pischel.
Gibt nach einer Übersicht über die Zustände Indiens zur Zeit des Buddha eine Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise, sowie seiner Lehre, seiner Ethik und der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Chemie siehe auch Luft; Metalle.

Chemie in Küche und Haus. Von Professor Dr. G. Abel. Mit Abbildungen im Text und einer mehrfarbigen Doppeltafel.
Das Bändchen will Gelegenheit bieten, die in Küche und Haus täglich sich vollziehenden chemischen und physikalischen Prozesse richtig zu beobachten und nutzbringend zu verwerten. So wird Heizung und Beleuchtung, vor allem aber die Ernährung erörtert, werden tierische und pflanzliche Nahrungsmittel, Genußmittel und Getränke behandelt.

Christentum (s. auch Jesus). Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Professor Dr. J. Geffcken.
Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verschafft so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige welthistorische kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

Dampf(maschine). Dampf und Dampfmaschine. Von Professor Dr. R. Vater. Mit 44 Abbildungen.
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Darwinismus s. Abstammungslehre.

Drama (s. a. Theater). Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. Mit einem Bildnis Hebbels.
Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Dürer. Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abbildungen im Text.
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers und eine Darstellung seiner Kunst, in der nacheinander seine Selbst- und Angehörigenbildnisse, die Zeichnungen zur Apokalypse, die Darstellungen von Mann und Weib, das Marienleben, die Stiftungsgemälde, die Radierungen von Rittertum, Trauer und Heiligkeit sowie die wichtigsten Werke aus der Zeit der Reife behandelt werden

Ehe und Eherecht. Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund.
Schildert in gedrängter Fassung die historische Entwicklung des Ehebegriffes von den orientalischen und klassischen Völkern an nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite und untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes, behandelt darüber hinaus aber auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Eisenbahnen (s. a. Technik; Verkehrsentwicklung). Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Professor Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel.
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten, sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

Eisenhüttenwesen. Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrat Professor Dr. H. Wedding. 2. Auflage. Mit 12 Figuren im Text.

Schildert in gemeinfaßlicher Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird. Besonders wird der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen geschildert, die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert.

Entdeckungen. Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Professor Dr. S. Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte.

Mit lebendiger Darstellungsweise sind hier die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit ansprechend geschildert, von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Columbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Erde (s. a. Mensch und Erde). Aus der Vorzeit der Erde. Vorträge über allgemeine Geologie. Von Professor Dr. Fr. Frech. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 5 Doppeltafeln.

Erörtert die interessantesten und praktisch wichtigsten Probleme der Geologie: die Tätigkeit der Vulkane, das Klima der Vorzeit, Gebirgsbildung, Korallenriffe, Talbildung und Erosion, Wildbäche und Wildbachverbauung.

Ernährung (s. a. Alkoholismus, Chemie). Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge von weil. Professor Dr. Johannes Frentzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln.

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Farben s. Licht.

Frauenbewegung. Die moderne Frauenbewegung. Von Dr. Käthe Schirmacher.

Gibt einen Überblick über die Haupttatsachen der modernen Frauenbewegung in allen Ländern und schildert eingehend die Bestrebungen der modernen Frau auf dem Gebiet der Bildung, der Arbeit, der Sittlichkeit, der Soziologie und Politik.

——— Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt.

Das Thema wird als ein brennendes Problem behandelt, das uns durch den Kapitalismus aufgegeben worden ist, und behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Frauenleben. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Direktor Dr. Ed. Otto. Mit zahlreichen Abbildungen.

Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Ja hunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie im Wandel der Jahrhunderte darstellen.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele v. Portug

Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überl seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratl Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen kö

Fürstentum. Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. E. Hubrich.

Der Verfasser zeigt in großen Umrissen den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verfassungsverhältnisse.

Geographie s. Entdeckungen; Japan; Kolonien; Mensch; Palästina; Polarforschung; Volksstämme; Wirtschaftsleben.

Geologie s. Erde.

Germanen. Germanische Kultur in der Urzeit. Von Dr. G. Steinhausen. Mit 17 Abbildungen.

Das Büchlein beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

——— Germanische Mythologie. Von Dr. Julius von Negelein.

Der Verfasser gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem er die Äußerungen religiösen Lebens namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht, sich überall bestrebt, das zugrunde liegende psychologische Motiv zu entdecken, die verwirrende Fülle mythischer Tatsachen und einzelner Namen aber demgegenüber zurücktreten läßt.

Geschichte (s. a. Bildungswesen; Entdeckungen; Frauenleben; Fürstentum; Germanen; Japan; Jesuiten; Kalender; Kriegswesen; Kultur; Kunstgeschichte; Literaturgeschichte; Luther; Münze; Palästina; Rom; Schulwesen; Städtewesen; Volksstämme; Welthandel; Wirtschaftsgeschichte).

——— Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

——— Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

——— Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

Die 3 Bändchen geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Sturze in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt zwei Männer, deren gemeinsames Schaffen der Sehnsucht der Nation endlich neue Bahnen eröffnete: des Prinzen von Preußen und Ottos von Bismarck. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

——— 1848. Sechs Vorträge von Professor Dr. Ottokar Weber.

Bringt auf Grund des überreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigen Ereignisse des Jahres 1848, dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung in ihrer bis zur Gegenwart reichenden Wirkung.

——— Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Professor Dr. Ottokar Weber. 2 Bändchen.

Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwickelung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte. Der große Reformator, Regenten großer und kleiner Staaten, Generale, Diplomaten kommen zu Wort. Was Martin Luther einst geträumt: ein nationales deutsches Kaiserreich, unter Bismarck steht es begründet da.

Gesundheitslehre (s. a. Alkoholismus; Ernährung; Heilwissenschaft; Leibesübungen; Mensch; Nervensystem; Schulhygiene; Tuberkulose). Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 2. Auflage, besorgt von Professor Dr. M. Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.
Unterrichtet in klarer und überaus fesselnder Darstellung über alle wichtigen Fragen der Hygiene.

Handwerk. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Ed. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln.
Eine Darstellung der historischen Entwicklung und der kulturgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Handwerks von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Haus. Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Professor Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Professor A. von Schroetter.
Das Buch will das Interesse an dem deutschen Haus, wie es geworden ist, fördern; mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen ausgestattet, behandelt es nach dem „Herdhaus" das oberdeutsche Haus, führt dann anschaulich die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät vor und gibt einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat..

——— Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Chr. Ranck. Mit zahlreichen Abbildungen.
Der Verfasser führt den Leser in das Haus des germanischen Landwirtes und zeigt dessen Entwicklung, wendet sich dann dem Hause der skandinavischen Bauern zu, um hierauf die Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters darzustellen und mit einer Schilderung der heutigen Form des deutschen Bauernhauses zu schließen.

Haydn s. Musik.

Heilwissenschaft (s. a. Gesundheitslehre). Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Biernacki. Deutsch von Badearzt Dr. S. Ebel.
Gewährt dem Laien in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus Einsicht.

Hilfsschulwesen. Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel.
Es wird in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik gegeben. An Hand der vorhandenen Literatur und auf Grund von Erfahrungen wird nicht allein zusammengestellt, was bereits geleistet worden ist, sondern auch hervorgehoben, was noch der Entwicklung und Bearbeitung harrt.

Japan. Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Professor Dr. K. Rathgen.
Vermag auf Grund eigener langjähriger Erfahrung ein wirkliches Verständnis der merkwürdigen und für uns wirtschaftlich so wichtigen Erscheinung der fabelhaften Entwicklung Japans zu eröffnen.

Jesuiten. Die Jesuiten. Eine historische Skizze von Professor Dr. H. Boehmer-Romundt.
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens.

Jesus. Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßi Verständnis der Evangelien. Von Lic. Professor Dr. H. Weinel. 2. Aufla
Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ih richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in Arbeit der modernen Theologie.

Jesus. Jesus und seine Zeitgenossen. Von Pastor K. Bonhoff.

Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht, wie es dieses Büchlein tun will.

Illustrationskunst. Die deutsche Illustration. Von Professor Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen.

Behandelt ein besonders wichtiges und besonders lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Stück „Kunsterziehung".

Ingenieurtechnik. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Bauinspektor Kurt Merckel. Mit 50 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

——— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Bauinspektor Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel.

Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Ägypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Israel s. Religionsgeschichte.

Kalender. Der Kalender. Von Professor Dr. W. F. Wislicenus.

Erklärt die astronomischen Erscheinungen, die für unsere Zeitrechnung von Bedeutung sind, und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens.

Kolonien. Die deutschen Kolonien. Land und Leute. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen.

Bringt auf engem Raume eine durch Abbildungen und Karten unterstützte, wissenschaftlich genaue Schilderung der deutschen Kolonien, sowie eine einwandfreie Darstellung ihrer Völker nach Nahrung und Kleidung, Haus und Gemeindeleben, Sitte und Recht, Glaube und Aberglaube, Arbeit und Vergnügen, Gewerbe und Handel, Waffen und Kampfesweise.

Kriegswesen. Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major O. von Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen.

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert.

——— Der Seekrieg. Seine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D.

Der Verf. bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem er zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt, wobei er besonders das Abhängigkeitsverhältnis, in dem unsere Weltwirtschaftsstaaten kommerziell und politisch zu den Verkehrswegen der See stehen, darstellt.

Kultur (s. a. Geschichte). Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Behandelt in der Überzeugung, daß die Kulturprobleme der Gegenwart sich uns nur durch einen tieferen Einblick in ihren Werdegang erschließen, Natur und Kultur, den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung, ferner die Anfänge der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kunst. Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen.

Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

——— Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent R. Bürkner. Mit 14 Abbildungen.

Das Büchlein soll auf diesem großen Gebiete persönlichen und allgemeinen ästhetischen Lebens ein praktischer Ratgeber sein, der deutlich die Richtlinie zeigt, in der sich häusliches und heimatliches Dasein bewegen muß.

——— Die ostasiatische Kunst und ihre Einwirkung auf Europa. Von Direktor Dr. R. Graul. Mit zahlreichen Abbildungen.

Bringt die bedeutungsvolle Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials.

Kunstgeschichte s. Baukunst; Dürer; Illustration; Schriftwesen.

Leibesübungen. Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Professor Dr. R. Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen.

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht.

Licht (s. a. Beleuchtungswesen; Luft). Das Licht und die Farben. Sechs Vorlesungen, gehalten im Volkshochschulverein München von Professor Dr. L. Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen.

Führt, von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend, zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben.

Literaturgeschichte s. Drama; Schiller; Theater; Volkslied.

Luft. Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Professor Dr. R. Blochmann. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein.

Luther (s. a. Geschichte). Luther im Lichte der neueren Forschu[illegible] kritischer Bericht. Von Professor Heinrich Boehmer.

Versucht durch sorgfältige historische Untersuchung eine erschöpfende Darstellung von [illegible] Leben und Wirken zu geben, die Persönlichkeit des Reformators aus ihrer Zeit herau[illegible] erfassen, ihre Schwächen und Stärken beleuchtend zu einem wahrheitsgetreuen Bild[illegible] gelangen, und gibt so nicht nur ein psychologisches Porträt, sondern bietet zu[illegible] interessantes Stück Kulturgeschichte.

Mädchenschule (s. a. Bildungswesen; Schulwesen). Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin.

Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Medizin. Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Professor Dr. D. von Hansemann.

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgend einer Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Aberglauben, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Meeresforschung. Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. Mit 41 Figuren.

Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete.

Mensch (s. a. Kultur). Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen.

Stellt die Lehren der „Wissenschaft aller Wissenschaften" streng sachlich und doch durchaus volkstümlich dar: das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die künstlerische Betrachtung der Proportionen des menschlichen Körpers und die streng wissenschaftlichen Meßmethoden (Schädelmessung usf.), behandelt ferner die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten, den Tertiärmenschen.

——— Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. H. Sachs. Mit 37 Abbildungen.

Lehrt die Einrichtung und Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers kennen und sie als Glieder eines einheitlichen Ganzen verstehen.

——— Die Seele des Menschen. Von Professor Dr. J. Rehmke. 2. Auflage.

Bringt das Seelenwesen und das Seelenleben in seinen Grundzügen und allgemeinen Gesetzen gemeinfaßlich zur Darstellung, um besonders ein Führer zur Seele der Kinder zu sein.

——— Die fünf Sinne des Menschen. Von Professor Dr. Jos. Clem. Kreibig. Mit 30 Abbildungen im Text.

Beantwortet die Fragen über die Bedeutung, Anzahl, Benennung und Leistungen der Sinne in gemeinfaßlicher Weise.

——— **und Erde.** Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Professor Dr. A. Kirchhoff. 2. Auflage.

Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, über Steppen- und Wüstenvölker, über die Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

——— **und Tier.** Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Professor Dr. Karl Eckstein. Mit 31 Abbildungen im Text.

Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung.

Menschenleben. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 2. Auflage.

Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuversichtlich bejahender, zugleich wohl begründeter Weise.

Metalle. Die Metalle. Von Professor Dr. K. Scheid. Mit 16 Abbildungen.

Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle nach ihrem Wesen, ihrer Verbreitung und ihrer Gewinnung.

Mikroskop (s. a. Optik). Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung, gemeinverständlich dargestellt. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen im Text und einer Tafel.

Will bei weiteren Kreisen Interesse und Verständnis für das Mikroskop erwecken durch eine Darstellung der optischen Konstruktion und Wirkung wie der historischen Entwicklung.

Moleküle. Moleküle — Atome — Weltäther. Von Professor Dr. G. Mie. Mit 27 Figuren im Text.

Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Mond. Der Mond. Von Professor Dr. J. Franz. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners“, endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Mozart s. Musik.

Münze. Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Mit 53 Abbildungen im Text. Von Dr. A. Luschin v. Ebengreuth.

Zeigt, wie Münzen als geschichtliche Überbleibsel der Vergangenheit zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen, die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung werden in historischer Entwicklung dargelegt und im Anschluß daran Münzsammlern beherzigenswerte Winke gegeben.

Musik. Einführung in das Wesen der Musik. Von Professor C. R. Hennig.

Die hier gegebene Ästhetik der Tonkunst untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials; sie prüft die Natur der Darstellungsmittel und untersucht die Objekte der Darstellung, indem sie darlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmateriales und der Darstellungsmittel in idealer Gestaltung zur Darstellung gebracht werden können.

—— Haydn, Mozart, Beethoven. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. Von Professor Dr. C. Krebs.

Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eignem hinzugebracht hat.

Muttersprache. Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Professor Dr. Wilhelm Uhl.

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Mythologie s. Germanen.

Nahrungsmittel s. Alkoholismus; Chemie; Ernährung.

Nationalökonomie s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Soziale Bewegungen; Frauenbewegung; Welthandel; Wirtschaftsleben.

Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Professor Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren im Text.

Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der Begriffe, die in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielen.

Naturwissenschaften s. Abstammungslehre; Ameisen; Astronomie; Befruchtungsvorgang; Chemie; Erde; Licht; Luft; Meeresforschung; Mensch; Moleküle; Naturlehre; Obstbau; Pflanzen; Strahlen; Tierleben; Weltall; Wetter.

Nervensystem. Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. R. Zander. Mit 27 Figuren im Text.

Die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben wird auf breiter wissenschaftlicher Unterlage allgemeinverständlich dargestellt.

Obstbau. Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen im Text.

Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues, sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Optik. Die optischen Instrumente. Von Dr. M. von Rohr. Mit 84 Abbildungen im Text.

Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach modernen Anschauungen, wobei weder das Ultramikroskop noch die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht (Monochromate), weder die Prismen- noch die Zielfernrohre, weder die Projektionsapparate noch die stereoskopischen Entfernungsmesser und der Stereokomparator fehlen.

Ostasien s. Kunst.

Pädagogik (s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Mädchenschule; Schulwesen). Allgemeine Pädagogik. Von Professor Dr. Theobald Ziegler. 2. Auflage.

Behandelt die großen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemeinverständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Palästina. Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge von Professor Dr. H. Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten und 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des heiligen Landes.

Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte.

Pflanzen (s. a. Obstbau; Tierleben). Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Von Professor Dr. K. Giesenhagen. Mit 40 Figuren im Text.

Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

——— Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Privatdozent Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen im Text.

Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfachen und mannigfaltigen Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Philosophie (s. a. Menschenleben; Schopenhauer; Weltanschauung). Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Professor Dr. O. Külpe. 3. Auflage.

Schildert die vier Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus.

Physik s. Licht; Mikroskop; Moleküle; Naturlehre; Optik; Strahlen.

Polarforschung. Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 6 Karten auf 2 Tafeln.

Faßt die Hauptfortschritte und Ergebnisse der Jahrhunderte alten, an tragischen und interessanten Momenten überreichen Entdeckungstätigkeit zusammen.

Psychologie s. Mensch; Nervensystem; Seele.

Religionsgeschichte (s. a. Buddha; Christentum; Germanen; Jesuiten; Jesus; Luther). Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Professor Dr. Fr. Giesebrecht.

Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Religiöse Strömungen. Die religiösen Strömungen der Gegenwart von Superintendent D. A. H. Braasch.

Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen, ihr geschichtliches Verständnis vermitteln und einen jeden in den Stand setzen, selbst bestimmte Stellung zur künftigen Entwicklung zu nehmen.

Rom. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch.

Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist.

Schiller. Von Professor Dr. Th. Ziegler. Mit dem Bildnis Sch. von Kügelgen in Heliogravüre.

Gedacht als eine Einführung in das Verständnis von Schillers Werdegang und W[illegible] behandelt das Büchlein vor allem die Dramen Schillers und sein Leben, ebenso aber einzelne seiner lyrischen Gedichte und die historischen und die philosophischen Studien [illegible] wichtiges Glied in der Kette seiner Entwicklung.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Oberlehrer H. Richert. Mit dem Bildnis Schopenhauers.

Unterrichtet über Schopenhauer in seinem Werden, seinen Werken und seinem Fortwirken, in seiner historischen Bedingtheit und seiner bleibenden Bedeutung, indem es eine gründliche Einführung in die Schriften Schopenhauers und zugleich einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines philosophischen Systems gibt.

Schriftwesen. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen.

Verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken.

Schulhygiene. Von Privatdozent Dr. Leo Burgerstein.

Bietet eine auf den Forschungen und Erfahrungen in den verschiedensten Kulturländern beruhende Darstellung, die ebenso die Hygiene des Unterrichts und Schullebens wie jene des Hauses, die im Zusammenhang mit der Schule stehenden modernen materiellen Wohlfahrtseinrichtungen, endlich die hygienische Unterweisung der Jugend, die Hygiene des Lehrers und die Schularztfrage behandelt.

Schulwesen (s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Mädchenschule; Pädagogik). Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe.

Stellt die Entwicklung des deutschen Schulwesens in seinen Hauptperioden dar und bringt so Anfänge des deutschen Schulwesens, Scholastik, Humanismus, Reformation, Gegenreformation, neue Bildungsziele, Pietismus, Philanthropismus, Aufklärung, Neuhumanismus, Prinzip der allseitigen Ausbildung vermittels einer Anstalt, Teilung der Arbeit und den nationalen Humanismus der Gegenwart zur Darstellung.

—— Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge zum Kampf um die Volksschule in Preußen, gehalten in der Humboldt-Akademie in Berlin. Von J. Tews.

Knapp und doch umfassend stellt der Verfasser die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschule handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, deren Abhängigkeit von Zeitgeist und Zeitbedürfnissen, deren Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

Seekrieg s. Kriegswesen.

Sinnesleben s. Mensch.

Soziale Bewegungen (s. a. Arbeiterschutz; Frauenbewegung). Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Professor Dr. G. Maier. 2. Auflage.

Will auf historischem Wege in die Wirtschaftslehre einführen, den Sinn für soziale Fragen wecken und klären.

Sprache s. Muttersprache.

Städtewesen. Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Oberlehrer Dr. B. Heil. Mit zahlreichen Abbildungen.

Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

Strahlen (s. a. Licht). Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Mit 82 Abbildungen. Von Professor Dr. R. Börnstein und Professor Dr. W. Marckwald.

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Technik (s. a. Beleuchtungswesen; Dampf; Eisenbahnen; Eisenhüttenwesen; Ingenieurtechnik; Metalle; Mikroskop; Wärmekraftmaschinen). Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. W. Launhardt. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln.

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Theater (s. a. Drama). Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Privatdozent Dr. K. Borinski. Mit 8 Bildnissen.

Läßt bei der Vorführung der dramatischen Gattungen die dramatischen Meister der Völker und Zeiten tunlichst selbst reden.

Theologie s. Christentum; Jesuiten; Jesus; Palästina; Religionsgeschichte; Religiöse Strömungen.

Tierleben (s. Ameise; Mensch und Tier). Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor Dr. K. Kraepelin.

Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

Tuberkulose. Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Für die Gebildeten aller Stände gemeinfaßlich dargestellt von Oberstabsarzt Dr. Schumburg. Mit einer Tafel und 8 Figuren im Text.

Verbreitet sich über das Wesen und die Ursache der Tuberkulose und entwickelt daraus die Lehre von der Bekämpfung derselben.

Turnen s. Leibesübungen.

Verfassung (s. a. Fürstentum). Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge von Professor Dr. E. Loening.

Beabsichtigt in gemeinverständlicher Sprache in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches einzuführen, soweit dies für jeden Deutschen erforderlich ist.

Verkehrsentwicklung (s. a. Eisenbahnen; Technik). Verkehrsentw lung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbah und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie i Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Professor Dr. Walter L

Erörtert nach einer Geschichte des Eisenbahnwesens insbesondere Tarifwesen, Binnenw straßen und Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Versicherung (s. a. Arbeiterschutz). Grundzüge des Versicherungswesens. Von Dr. A. Manes.

Behandelt sowohl die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, die Entwicklung der Versicherung, die Organisation ihrer Unternehmungsformen, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, als die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung, Haftpflichtversicherung, Transportversicherung, Feuerversicherung, Hagelversicherung, Viehversicherung, kleinere Versicherungszweige, Rückversicherung.

Volkslied. Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruinier. 2. Auflage.

Handelt in schwungvoller Darstellung vom Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges.

Volksstämme. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme.

Volkswirtschaftslehre s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Frauenbewegung; Japan; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Versicherung; Wirtschaftsleben.

Wärme s. Luft.

Wärmekraftmaschinen (s. a. Dampf). Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Professor Dr. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 34 Abbildungen.

Will durch eine allgemein bildende Darstellung Interesse und Verständnis für die immer wichtiger werdenden Gas-, Petroleum- und Benzinmaschinen erwecken.

Wärmekraftmaschinen. Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Professor Dr. Richard Vater. Mit 48 Abbildungen.

Ohne den Streit, ob „Lokomobile oder Sauggasmaschine", „Dampfturbine oder Großgasmaschine", entscheiden zu wollen, behandelt Verfasser die einzelnen Maschinengattungen mit Rücksicht auf ihre Vorteile und Nachteile, wobei im zweiten Teil der Versuch unternommen ist, eine möglichst einfache und leichtverständliche Einführung in die Theorie und den Bau der Dampfturbine zu geben.

Wasser s. Luft.

Weltall (s. a. Astronomie). Der Bau des Weltalls. Von Professor Dr. J. Scheiner. 2. Auflage. Mit 24 Figuren im Text und auf einer Tafel.

Will in das Hauptproblem der Astronomie, die Erkenntnis des Weltalls, einführen.

Weltanschauung (s. a. Philosophie). Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Professor Dr. L. Busse. 2. Auflage.

Will mit den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philosophie bekannt machen; die Beschränkung auf die Darstellung der großen klassischen Systeme ermöglicht es, die beherrschenden und charakteristischen Grundgedanken eines jeden scharf herauszuarbeiten und so ein möglichst klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen.

Weltäther s. Moleküle.

Welthandel. Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt.

Eine zusammenfassende Übersicht der Entwickelung des Handels führt von dem Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Auffindung des Seewegs nach Indien und der Entdeckung Amerikas beginnt und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann nach dem alten Hansawort „Mein Feld ist die Welt" den ganzen Erdball erobert.

Wetter. Wind und Wetter. Fünf Vorträge über die Grundlagen und wichtigeren Aufgaben der Meteorologie. Von Professor Dr. Leonh. Weber. Mit 27 Figuren im Text und 3 Tafeln.

Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Wirtschaftsgeschichte s. Eisenbahnen; Handwerk; Japan; Rom; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Wirtschaftsleben.

Wirtschaftsleben. Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. L. Pohle.

Gibt in gedrängter Form einen Überblick über die gewaltige Umwälzung, die die deutsche Volkswirtschaft im letzten Jahrhundert durchgemacht hat.

——— Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Professor Dr. Christian Gruber. Mit 4 Karten.

Beabsichtigt, ein gründliches Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeizuführen.

Zoologie s. Ameisen; Tierleben.

Im Tag 1904, Nr. 177, wird geschrieben:

„Statt dickleibige Handbücher zu studieren, statt in einem Dutzend von Bänden einer Enzyklopädie umherzusuchen, kann der Wissensdurstige mit Hilfe der zierlichen Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" sich schnell und gründlich über eine große Anzahl von wissenschaftlichen Gebieten Auskunft holen. Fast ausnahmslos ist die Darstellung trotz ihrer Gemeinverständlichkeit so wissenschaftlich und erschöpfend, daß auch der wissenschaftlich Gebildete zu seiner Orientierung auf ihm fremden Gebieten getrost zu diesen Büchlein greifen darf. . . . Daß die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" einem Bedürfnis entspricht, beweist schon der äußere Erfolg, den sie gehabt. Von mehreren Bändchen mußten schon Neuauflagen veranstaltet werden. Die Sammlung verdankt ihr Gedeihen neben dem inneren Werte des Gebotenen der Billigkeit und gediegenen Ausstattung. . . . Das Papier ist gut, der Druck groß und klar. Gute Abbildungen und Karten sind zur Erläuterung des Textes allen jenen Darstellungen beigegeben, wo im mündlichen Vortrage Anschauungsmittel verwendet waren. Ein besonderer Vorzug ist es, daß jedes Bändchen in sich abgeschlossen und einzeln käuflich ist."